DUKE
UNIVERSITY

LIBRARY

271, 14.

Schülerbibliothek der Prima.
H. Sch. No 1682.
(Zur Lesebibliothek).

Die Sagen
der
Hohenzollern.

Von
Oskar Schwebel.

GYMNASIAL BIBLIOTHEK ZU CONITZ

Berlin
Verlag der Liebelschen Buchhandlung
1878.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten. Nachdruck einzelner Artikel, ſowie Auszüge aus denſelben, werden gerichtlich verfolgt. (Reichsgeſetz vom 11. Juni 1870.)

923.143
H719SL

Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit

dem Kronprinzen des Deutschen Reiches

und von Preußen

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem

Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/diesagenderhohen01schw_0

Vorwort.

Als die Altmeister deutscher Mythenforschung, die Gebrüder Grimm, im Jahre 1816 ihr grundlegendes Buch „die deutschen Sagen“ in die Gaue des befreiten Vaterlandes hinaussandten, erinnerten sie daran, daß dem Menschen von Heimaths wegen ein guter Engel beigegeben sei, welcher den Wandersmann auf seiner mühevollen Fahrt durch's Leben begleite, und dessen vollen Werth als Freund der Seelen man erst empfinde, wann der Fuß den schweren Schritt von heimischer Erde in's Ausland gethan hat. Es ist die Sage, das Märchen, die geschichtliche Ueberlieferung; — denn diese drei sind nur wechselnde Offenbarungsgestalten eines Geistes,

— des Geistes kindlicher Anhänglichkeit, der uns Spätgeborene mit den Altvordern verbindet. Wenn nun ein schönes, altdeutsches Wort sagt:

„Fleiß und Treu'
Zieht die Engel herbei" —

so dürfen wir's freudig aussprechen: Auch der gute Engel der Sage, — der ernsten, geisterhaft hoheitsvollen, — auch der gute Engel des Märchens, — des sinnigen, bedeutungsvollen, er ist wieder unter uns heimischer geworden, seitdem die deutsche Alterthumswissenschaft in die Tiefe der Vergangenheit hinabgestiegen ist, nicht einem Schatzgräber gleich, der gleißend Gold zu Tage fördern will, sondern dem Taucher ähnlich, der ein liebes, verlorenes Andenken aus dem Grunde des stillen Weihers retten will.

Beizutragen zu dieser Arbeit, den Geist alter Sage wieder zu beleben, ist auch der Zweck der anspruchslosen, nachfolgenden Darstellungen. Hier galt es nicht, gleich einem Sänger der höfischen Zeit, in treuem Herrendienste ein hochklingendes Preislied zu erheben: der Hohenzollern Geschichte ist zu groß, als daß sie einer Verherrlichung durch die Sage bedürfte. Aber die Bekanntschaft mit der dämmernden Vergangenheit

des erlauchten Herrschergeschlechtes zu fördern, war dem Verfasser ein herzlicher Wunsch. Wußten nicht einst die Gothen, die Langobarden, die Burgunder und Franken von ihrer Königshäuser Urgeschichte zu singen und zu sagen? Und sollte das deutsche Volk des neuen Reiches von den Urvätern etwa an Liebe zu dem gottgegebenen Heerkönigsgeschlechte übertroffen werden? Das darf nicht sein!

So folge mir denn, lieber Leser, in graue Vergangenheit hinein. Vielleicht gelingt es uns, daß wir durch düstere Hecken dringen bis in Dornröschens märchenhaft herrliches Schloß! Du liebst Dein deutsches Land! So laß' dich denn führen in seine alten, ruhmumglänzten Klöster, auf deren öden Stätten liebend jetzt der Epheu den Lindenbaum umpfängt, der aus der Vernichtung emporgewachsen, — laß' dich führen zu den hochragenden Burgen des Südens, in die feierlich düsteren Schlösser, welche von stillen Geistern bewohnt sind, auf die blutgetränkten Schlachtfelder des Nordens unseres Vaterlandes, auf denen jetzt golden wieder die Ernte reift, und bewahre den Bildern, welche an dir vorüberziehen werden, eine kleine Erinnerung in deinem Herzen. Und was einst Max von

Schenkendorf dem theuren Laute der Muttersprache zugerufen:

„Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus deinen Grüften,
Längst verscholl'nes, altes Lied," —

das wünscht von Herzen auch den Sagen der Hohenzollern wohl jeder Deutsche.

Das alte Wappen der Hohenzollern, der schwarz- und weiß-gevierte Schild, über welchem der Brackenkopf und die ruhmvolle Fahne des erlauchten Herrschergeschlechtes sichtbar sind, ziert das Titelblatt. Es ist die Fahne, welche die alten Zollern zu theuer erkauften Siegesehren geführt hat; — es ist der Schild, der in Kampfesnoth ihre Brust gedeckt hat. Jetzt ruht der schwarz-weiße Schild auf der Brust des deutschen Adlers, — so möge auch ewig ruhen in der Tiefe deutschen Gemüthes die Liebe zu den

Hohenzollern!

Der Verfasser.

Küstrin, im Oktober 1877.

Inhalt.

	Seite
Berg und Burg	1
Stammessagen	18
Graf Isenbard von Altorf	32
Herzog Tassilo	38
St. Mainrad	47
Die heilige Magd Irmentrut	56
Die Hohenberger	63
Hohenzollern, Hirschberg und Schalksburg	68
Die Gründung von Kloster Stetten	79
Die Heiligenkreuz-Linde am Hohenzollern	87
Graf Friedrich von Zollern, der Oettinger	91
Prophezeiungen von der künftigen Größe des Hauses Hohenzollern	101

Märkische Sagen alter Zeit 121
Das Kreuz am Kremmer Damm 130
Der Hohenzollern Kurhut und Schwert 137
Im alten Schlosse zu Kölln an der Spree . . . 157
Jagdschloß Grunewald 170
Markgraf Hans von Küstrin 177
Die weiße Frau 186
Allerlei Portenta und Mirakula 200
Der große Kurfürst 213
Die neue Zeit 228

1. Berg und Burg.

Mitten im schwäbischen Lande tritt aus dem Felsgebirge, welches die Donau vom Neckar scheidet, hochragend der Zollern heraus, von dem aus, in wunderbarer, mittelalterlicher Schönheit neuerstanden, die Stammburg des gottgesegnetsten deutschen Fürstenhauses in das herrliche alte Alemannien herabgrüßt. Ein halbstündiger Weg führt von Hechingen aus den Wandrer auf sanft ansteigendem Bergsockel zu dem eigentlichen Felskegel, der ziemlich steil dann aufsteigt. Wer vor 1852 den Berg erklomm, den leitete der Pfad, vielfach sich windend, zuerst zu den Außenwerken der Veste, zu den Trümmern von neun, sich hinter einander erhebenden Thürmen; noch waren die Reste mächtiger, eisenbeschlagener Thore

sichtbar. Seit uralter Zeit hatte die Burg nur diesen einzigen Zugang.

Auf dem Gipfel des Zollern stand damals ein weitläufiges Gebäude, — unansehnlich aber, und vielfach verbaut und verwüstet, — das eigentliche „alte, feste Haus" des Zollerngeschlechtes; ein Flügel desselben, die Wohnung der Knappen und Knechte, lag völlig in Trümmern, nur die uralte Kapelle des heiligen Johannes hatte nicht von dem Graus der Zerstörung gelitten. Ein kupfernes Becken, mitten im Hofe eingemauert, sammelte als Zisterne den Regen des Sommers und den Schnee des Winters. Der ganze obere Theil des Berges war mit unterirdischen Gängen und Kasematten untergraben, nicht unähnlich einem Bienenkorbe, und eine zerbröckelnde Mauer mit Schießscharten, Schilderhäusern und Vertheidigungsgängen umschloß den ehrwürdigen Fürstensitz.

Seit 1852 erhob sich die Burg aus ihren Trümmern. König Friedrich Wilhelm IV. hat sich in der neuen Zollernburg, welche von der alten Veste kaum etwas mehr enthält als die Grundmauern und die Kapelle, das schönste Denkmal seiner ehrfurchtsvollen Liebe gegen die Altvordern seines Hauses gesetzt. Ausgeschmückt mit alten Waffen, ehrwürdigen kirchlichen Kunstschätzen, Steindenkmälern von wunderbarer Fremdartigkeit und lieblicher Schönheit, grüßt jetzt das Schloß von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, so stolz, so

edel, daß der Besucher fühlt, die alte, ritterliche Zeit hat in ihm uns eine der köstlichsten Perlen aus ihrem versunkenen Schatze zurückgegeben. Sieh' diese Basteien, den St. Michael, das Scharfeck und das Fuchsloch; — wo findest du trutzendere in deutschen Gauen! Sieh' diese Thürme, die nach dem Erzengel, nach Kaisern, Markgrafen und Bischöfen heißen, — wie stolz und kühn recken sie die Zinnen oder das von Erkern umgebene Dach in die Luft! Und trittst du ein zum Burgthor, von dem dir der weise und milde Friedrich I. von Brandenburg den Gruß entgegenruft, — erinnern dich nicht die Verse:

„Zollern, Nürnberg, Brandenburg im Bund
Bauen die Burg auf altem Grund.
Mich errichtet Preußens starke Hand,
Adlerthor bin ich genannt"

an eine Geschichte ohne Gleichen, an den fürstlichen Sinn eines Hauses, das in fast allen Gliedern seine hohe Pflicht erfüllt hat ohne Gleichen, — treu, thätig, muthig, weise, stark, — und das von höherer Hand geführt worden ist ohne Gleichen, — segensvoll und doch oft durch Dunkel, bis daß es das Höchste erwarb, die erste, reinste Krone der Welt, und mehr noch, des Volkes ungetheilte, dauernde Liebe? Noch hat es keinen Schlachtruf gegeben in der Welt, bei dem so freudig alle Schwerter sich entblößen, — noch nie ein Wort,

das die so altdeutsche Manneutreue im Herzen weckt, als den Namen „Hohenzollern“!

Und dann blicke von dieser hohen Warte zur Sommerszeit in's Thal herab! Sieh' dort die Alb, von welcher sich der Zollern abgelöst hat, gleichwie der Feldherr von der Schaar seiner Lehensleute, mit ihren Ausläufern voll Waldesgrün und saftigem Moose, — dort ihre Felsen, bald zerrissen, bald friedlich wieder sich einander nahe tretend, dort ihre wasserreichen Thäler, dort ihre nackten Bergeshöhen, deren Namen vollwichtig klingen in jedes deutsche Herz, das der alten Geschichte seines Volkes eingedenk ist! Sieh' dort den Staufen! Was der treueste Sohn des schwäbischen Landes von ihm gesungen hat, — jene Worte des edlen Truchseß von Waldburg an den blonden, jungen König Konrad:

„O denk an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Deines Geschlechtes alte Stammburg trägt,
Und weit umher im milden Sonnenglanz
Ein grünend, fruchtbar Land, gewund'ne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut“,

das dürfen wir wohl auch hier auf dem Zollern wiederholen. Sieh' dort Balingen und Rottweil und

dort das düstre Haupt des Feldbergs; — sieh' dort das Blachfeld, das mit Flecken und Dörfern besäet ist, dort die Obstbaumgärten, dort die Hügelketten, die rebenbepflanzt zum Neckar sich hinziehen! —

An einer Stätte aber von so gewaltiger weltgeschichtlicher Bedeutung drängen sich dem Geiste, der in die kleinen Anfänge so großer Dinge zurückschaut, unwillkürlich zwei Fragen auf: Woher der Name des Berges, — woher das Geschlecht, das hier, hoch über den Häuptern der Menschen, sich festsetzte? Dunkel aber sind alle Anfänge großer Geschlechter.

Die Griechen hatten ihre gotterzeugten Könige, — über dem Hause der Julier waltete Aphrodite selbst als Stammesmutter, Karl der Große galt den Franken als ein Nachkomme einer schwanenfüßigen Walkyre. Die Sage ist eine Verkünderin, aber auch eine Verhüllerin der alten Zeit. Ihren dichten Schleier hat sie auch über die Urgeschichte der Zollern gebreitet, wie wir demnächst sehen werden. Den Namen „Zollern" ferner hat bis jetzt die rührige Arbeit der Germanisten noch nicht zu enträthseln vermocht.

Die gewöhnlichste der alten, zum Theil noch heute verbreiteten Erklärungen war es, den Namen des Grafengeschlechtes als „Zöllner", Zollerheber, zu deuten. Auf dem Berge, so sagt man, hätten die Vorfahren als des Kaisers Vögte gesessen und Mauth und Schoß im Namen ihres Gebieters erhoben. Die Erklärung krankt

nach allen Seiten hin. Nicht das Geschlecht, der Berg heißt Zollern; er konnte aber, hoch zu den Wolken emporsteigend, nicht wohl zur Zollstätte dienen; auch ist es ganz willkürlich ersonnen, daß die Zollern ein Finanzamt des Reiches bekleidet haben; in der Geschichte findet sich davon nicht eine Spur. Auch müßte dann die Namensform etwa „die Zollner“ oder „Zöller“ nicht aber „die von Zollern“ lauten.

Wie gewaltig sich die Gelehrten abgemüht haben, den Namen zu erklären, davon nur einige wenige Beispiele.

Der Eine legt das altdeutsche Wort scollo, Scholle, zu Grunde. Woher dann das z im Anlaut? Und darf man bei dem Kalksteinfelsen an eine Erdscholle denken? Ein Andrer meint, das räthselhafte Wort komme von tulgitha, dem gothischen Ausdruck für „Befestigung“, her! Wer denkt da nicht an die berüchtigte Ableitung des deutschen Wortes Fuchs aus griechischer Sprache! Ein sonst sehr verdienter Forscher deutet mit Zuhülfenahme des Keltischen und Ersischen das Wort Zollern als „hoher Berg“ da er aus zol und er zusammengesetzt sei. Wer kann's beweisen, daß jemals hier die Kelten saßen? Doch genug von diesen etymologischen Künsteleien; — das Wort ist und bleibt dunkel; nur zwei neuere Deutungsversuche, welche mehr Wahrscheinlichkeit haben, mögen hier erwähnt werden.

Vor Allem steht fest, daß der Berg der „Zollern“ heißt; jede Erklärung hat ihn also zuerst in's Auge zu fassen. Nun ist es allgemein bekannt, daß die meisten Berge ihren Namen von ihrer äußeren Erscheinung oder von einer gewissen Aehnlichkeit erhalten haben, welche der naive Sinn des Volkes zwischen ihnen und den im gewöhnlichen Leben sich darbietenden Dingen aufgefunden hat. Deshalb sprechen wir von einer „Jungfrau“, einem „Mönch“, einem „Kaiserstuhl“, darum von einem „Stauffen“ oder „Nieffen“, d. h. Spitze, einem „Achalm“, d. h. einem mit Eichen bestandenen Bergesgelände. Auch der Berg, welcher die Stammburg unseres Königshauses trägt, konnte durch seine Gestalt der Phantasie des Volkes Veranlassung zu seiner Benennung geben. Ein Söller, d. h. ein hoch Gemach, auf welches die Sonne ihren ersten Morgengruß wirft und von welchem sie zuletzt Abschied nimmt, so ragt der Zollern auf der schwäbischen Alb empor; vom althochdeutschen solre, Söller, hätte demnach der Berg seinen Namen empfangen.

In neuester Zeit hat man noch weiter gehen wollen. Es ist behauptet worden, daß auf allen den Höhen, deren Namen das Stammwort sol oder son in sich schließen, ein altgermanischer Sonnenkultus stattgefunden hat, z. B. auf der hohen Sonne bei Eisenach, dem Soller bei Bonn, dem Solling, dem Solstein in Tyrol. So ist auch der Zollern für eine uralte Kultusstätte

angesehen worden, und, wie wir glauben, mit vollem Recht. Die älteste Form des Namens lautet Zolorin; — sind die beiden letzten Silben vielleicht aus „odin“ verderbt, wie auch in der Pfalz aus einem Odinsberge ein Orensberg geworden ist?

Einen Blick denn also in die älteste Vorzeit des Berges! Es ist Morgenfrühe. Tief unten rauschen die Baumeswipfel geheimnißvoll ihr schwermüthig Lied; oben des Zollern Spitze ist verklärt von goldigem Lichte. Dort treffen wir alemannische Krieger, sie stehen auf Trümmern uralter römischer Bauten, die Baum- und Strauchwuchs mit saftigem Grün überzogen hat. Es müssen Edelinge ihres Volkes sein, denn reicher Goldschmuck blitzt auf ihren breiten Brüsten; an Armen und Beinen erglänzen breite Ringe. Die Männer stehen sinnend und ernst, als erwarteten sie wichtigen Bescheid. Nach einer Weile tritt ein Priester in langem, weißen Gewande aus einer Hütte hervor, welche sich unter dem Grün des Bergscheitels versteckt. „Ziehet mit frohem Muth“, ruft er den Kriegern zu, „nach Süden oder wo sonst hin der Weg euch trägt; Wuotans heiliges Roß verheißt euch glückliche Fahrt und Sieg, wenn mancher auch das dunkle Helheim, der Todten Reich, wird grüßen müssen! Doch zuvor des Gottes Minne!“ Er reicht ihnen Becher mit schäumendem Getränk; — sie wenden sich gegen Osten der Sonne zu, gießen, sich neigend, von dem Getränk

auf die Erde, leeren dann die Gefäße und gehen den Berg hinab. Wenige Tage darauf zogen die Edelinge der Alemannen mit ihren Gefolgsleuten zu blutigem Kampfe nach dem schwäbischen Meere, dem Bodensee, zu.

In lauer Sommernacht aber bot der Zollern dazumal ein ander Bild. Mächtige Feuer erglühten auf seinem Scheitel; brennende Räder wurden von seiner Höhe in das Thal herabgerollt. Oben sprangen Jünglinge und Jungfrauen über die Feuer, in welchen siebenfaches, heilsames Kraut von den Flammen verzehrt ward, und die Männer saßen im Kreise und zechten zu des lichten Sonnengottes Baldur Ehren.

Zwei Jahrhunderte waren vergangen; wir stehen etwa im Jahre 700. Da schauen wir andere Gesichter auf dem Zollern. Die ersten Sendboten eines neuen Heils und eines neuen Gottes waren gekommen, starke, urgewaltige Männer, muthig wie die edelsten Krieger, unverzagt mitten in der Wildniß oder im Angesichte des Todes, und doch so demüthig, so freundlich, so hülfreich. Unter ihren Beilen waren die Heiligthümer des Zollern gefallen und die alten Götter hatten nicht einmal gezürnt. Jetzt, es ist Abendstunde, klingt ein Glöcklein vom Zollern in das Thal hinab. Ein hohes Kreuz ist vor einer Hütte aufgerichtet, zwei Benediktinermönche stehen vor demselben und predigen den Alemannen von dem großen Held und Edeling Christus, der, licht wie die Sonne, doch zum finstern Reich des

Todes gegangen sei, um für all' die Seinen ein Lösegeld an den Erzfeind zu bezahlen. Sie erzählten von der Liebe dessen, der in aller Noth ein Helfer und vor jedem Schaden ein Bewahrer, ein Wächter und Hüter Leibes und der Seelen sei. Andächtig hörten die Landleute zu, und als der Sommer zur Neige ging, da halfen sie den frommen Brüdern eine Zelle bauen; bald entstand auch ein kleines Kirchlein, dem heiligen Michael geweiht. Für eine Zeit lang verschwand nun der Name Zollern und machte der Bezeichnung „St. Michaels-Berg" Platz; so wird uns noch aus dem 16. Jahrhundert berichtet.

Der eben erwähnte Umstand ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Vorgeschichte der Hohenzollern und ihre sagenhaften Anfänge. Es ist allgemein bekannt, daß die ersten Sendboten des Christenthums in den deutschen Landen die altheidnischen Götter, deren Verehrung dem treuen Sinne der Germanen als eine heilige Pflicht erschien, sehr oft unter dem Namen von Engeln oder Geweihten der Kirche für den Kultus der katholischen Religion übernahmen. So wurde St. Michael, nach der Offenbarung St. Johannis der Sieger des christlichen Geistes über die Macht der Finsterniß, — der Engel, der da ist wie Gott, — zum Symbol für die Kraft des Sonnengottes Baldur. St. Michael stürzt den alten Drachen; — dasselbe hatte das alte Heidenthum, wie der Missionar dem

Zöglinge es deutete, verkündet, wenn es einen endlichen Sieg der guten Götter Wuotan und Thôr über die Mächte der Finsterniß verhieß. So ist St. Michael nachweislich an die Stelle von Wuotan, Baldur, Thôr getreten. Sein zweischneidig Schwert erhielt der Erzengel vom deutschen Gotte Sarnot, er wurde Siegverleiher wie Wuotan und Sonnengott wie Baldur, ja Gott des Gewitters wie Thôr; — gleicht doch auch der Blitz dem zuckenden Schwerte! Bald sang man von ihm:

O magne heros gloriae,
Dux Michael,
Protector sis Germaniae.

Als Vorkämpfer der Deutschen im Streit gab ihnen St. Michael für lange Zeit in seinem eigenen Namen eine Spottbezeichnung, die nun wohl für immer erloschen ist.

Michaelsberge lassen sich mehrfach noch in Schwaben nachweisen. Der Kult des Erzengels scheint bei den ersten Bekehrten in Deutschland außerordentlich beliebt gewesen zu sein, bis späterhin der Dienst der Jungfrau die schwärmerisch angeregten Herzen noch unwiderstehlicher für sich gewann. Weihte doch Bonifaz selbst das Heiligthum der Thüringer zu Ohrdruff für den Dienst des kriegerischen Engels! Drüben im Elsaß wollten sie sogar eine Feder haben, die St. Michael im Kampfe mit dem Teufel verloren hatte;

Andächtigen wurde sie auf dem Michaelsberge bei Zabern gezeigt. Dieser Wechsel im Kultus zwischen 8. und 12. Jahrhundert schildert trefflich den Unterschied der Zeiten; — der eiserne germanische Krieger der Karolingerperiode wandte sich dem kämpfenden Engel, der dichtende, schwärmende Minnesänger sich der lilientragenden „Frau aller Frauen“ zu.

Wir haben im Zollern demnach einen altheiligen Berg der Alemannen erkannt; diese eine Thatsache ist gewiß, so dunkel sonst Namen und Vorgeschichte bleiben. Wir dürfen jetzt den Leser in lichtere Zeiten führen.

Um 1061 stand eine Burg auf dem Zollern, das wissen wir sicher, denn der Annalist Berthold kennt Männer, die sich von diesem Schloße nannten; er erzählt, daß „Burchard und Wezil von Zolorin“ in jenem Jahre ihren Tod fanden, erschlagen in einer jener unzähligen Fehden, welche damals das Reich zerrissen. Von den Schicksalen der Burg aber erfahren wir nichts. Wohl aber können wir muthmaßen, daß in den sonnigen Tagen, in welchen so hell die Ritterharfe durch's Schwabenland erklang, in welchen auf dem nahen Staufen die deutschen Kaiser Hof hielten und ein farbenprächtiges Leben sich auf all' den benachbarten Edelsitzen entfaltete, auch der Zollern die Stätte höfischer Feste, der Tummelplatz minniglicher Fröhlichkeit und ritterlicher Lustbarkeit gewesen ist. Schon

damals muß das Schloß von seltener Schönheit und Wehrhaftigkeit gewesen sein. Was der buchenumrauschte Trifels, Deutschlands hehrste Kaiserburg, für das Frankenland einst war, das wurde der Zollern für Schwaben: Konrad Silberdrat, Dichter und Meistersinger, ruft preisend aus:

„Hohenzolr, du werliches Huß,
Wie wyt hast du gesehen uiber uß!
All vmb vnd vmb im schwabenland
Waert du ob allen huisern bekannt!
Daz, die dich je hand gesehen,
Wol muigent sprechen vnd jehen,
Daz werlicher Huß in dem land nit gewesen ist,
Denn du bißher gewesen bist."

In den Jahren 1422 und 1423 schwand die alte Pracht dahin. Es saß damals ein streitbarer Herr auf dem Zollern, Graf Friedrich, zubenannt der Oettinger, von dessen Schicksalen wir noch weiter hören werden. Seine Fehdelust hatte ihn endlich ganz und gar verstrickt; der Reichsacht verfallen, suchte er Zuflucht auf der Stammburg, welche gar bald von 40,000 Mann eingeschlossen ward. Ein schwäbischer Geschichtsschreiber berichtet: „Anno 1423 wurde der Vestung Zollern von denen Rottweilern, deren Bundesverwandten Städten und Würtemberg scharff zugesetzet, indeme, wie ich irgendwo gefunden, der Feinde davor 40,000 gelegen. Das Schießen der Belägerer wurde zu Neuhausen unter Urach gehört; endlich nahme der Hunger in der

Vestung überhand, weßwegen sie sich in der Pfingstwochen, nachdem die Belagerung ein Jahr gedauert, ergabe und wurden 34 Mann darinn zu Gefangenen gemacht. Die Schleiffung dieses sehr festen Schlosses wurde denen von Ulm aufgetragen, welche sogar die Steine zerbrachen." Das geschah am 15. Mai 1423. Die Burg, von Rechts wegen als Raubnest gebrochen, durfte nun nicht wieder erbaut werden; Kaiser Sigismund verordnete gegen den Zollern sogar noch ausdrücklich, „daß fürbasmehr dasselbe Schloß Zoller noch der Berg zu ewigen Zeiten nimmermehr gebauet noch von jemand aufgerichtet werden, sondern zu dem heiligen Reich gehören solle als ein zerbrochen Raubhaus." Auf dem Trümmerhaufen wehte damals das Banner des Reiches, der doppelte schwarze Adler auf gelbem Grunde mit den rothen Heiligenscheinen; — so verordnete es der Schwabenspiegel.

Allein im Jahre 1430 versuchte Graf Jos Niclas, des Oettingers Friedrich Sohn, den Wiederaufbau der Burg. Er ließ sich nicht abschrecken, ob ihm auch die Städter das Baumaterial verbrannten und die wiedererstehenden Mauern niedergerissen. Er wandte sich um Hülfe an seine Verwandten, die Grafen von Baden und Fürstenberg, sowie die Erzherzöge von Oesterreich; sie zogen ihm zu, legten den Grundstein von Neuem und mauerten mit silbernen Hämmern und Kellen, den Städtern zum Trutz. Endlich löste

auch Kaiser Friedrich III. den Bann, welcher über der Burg lag. Aber die Pracht und Schönheit des des alten Schlosses blieb unerreicht. Bald zogen auch die Grafen von ihren zu den Wolken ragenden Felsensitze hinab in's Thal, in das Hechinger Schloß, und hielten von nun an hier, in reizendster Umgebung, ihren Hof.

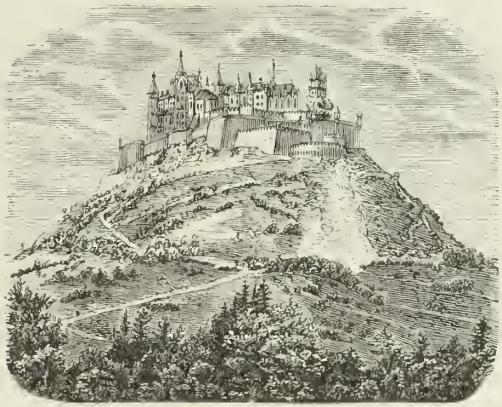
Noch einmal erhielt der Hohenzollern eine, wenn auch nur vorübergehende kriegerische Bedeutung. Im dreißigjährigen Kriege ward er bald von den Kaiserlichen, bald von den Lutherischen, bald von den Hispaniern, bald von den Schweden besetzt. In dunkler Nacht flammten von ihm die Wachtfeuer herab; im Hofe gewahren wir bei dem Fackelschein die trinkenden, spielenden Kriegsgesellen mit den gewaltigen, federgeschmückten Schlepphüten, den riesigen Stiefeln und Schärpen und Raufdegen. Wer damals von der Höhe des Zollern herabsah, dem leuchteten gar unheimlich aus dem Thale die rothen Flammen angezündeter Dörfer entgegen, und wenn die wilden Kriegsmänner abzogen, sah der Hauptmann der Grafen auf der Burg wohl nach, ob ihm nicht ein Ungar oder Kroat das Haus zu guter Letzt selbst über dem Kopfe in Brand gesteckt hatte.

Nachdem endlich das „große Fried- und Freudenswort" erschollen war, wehte wiederum die kaiserliche Fahne auf der Bergveste. Haus Oesterreich hatte sich

durch Zahlung jährlicher Oeffnungsgelder im Betrage von 5000 Gulden das Besatzungsrecht erkauft. Aber die Bedeutung der Festung war längst geschwunden; im österreichischen Erbfolgekriege ward es den Franzosen ein Leichtes, den Zoller zu gewinnen. Einige Wochen flatterte das Lilienbanner von der Höhe des Hauptthurms herab, bis nach kurzer Zeit die Franzosen von der zerfallenden Burg wieder abzogen. Jetzt stand sie verödet. Zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts erblicken wir in dem ungastlichen Schlosse hier und da gebeugte, greise Männer, welche häuslichen Handthierungen aller Art nachgehen oder behaglich schwatzend, auf den Bänken des Burghofes ihr Pfeifchen rauchen; es sind Invaliden, denen die wohlverdiente Ruhe gegeben ist und die nur noch die alten Feldschlangen auf den Bastionen abfeuern, wenn sie den Ausbruch eines Feuers in der Umgebung zu melden haben, — friedlicher Dienst nach langen, langen Kriegsläuften!

So blieb es bis 1798. In diesem Jahre gab Oesterreich sein Besatzungsrecht auf. Immer einsamer wurde es auf dem Zollern, immer unwirthlicher und unpoetischer. Nur die alte Burgkapelle bezeugte noch die ehemalige Schönheit der königlichen Veste. Endlich sprach König Friedrich Wilhelm IV. das schöne pietätsvolle Wort aus, welches dem ehrwürdigen Bergschlosse ein neues Leben gab. Jetzt ist das Lob des Dichters

erfüllt; es giebt „kein wehrlicher, aber auch kein würdiglicher Haus“ im ganzen deutschen Land. Den Wolken nahe, von Sonnenglanz umleuchtet, hinschauend über ein gottgesegnet Land, prangend in herrlichem mittelalterlichen Festgewande, — so wird die Zollernburg aufragen für alle Zeit, so lange noch Deutsche ihr Vaterland und dessen Geschichte lieben. Wir aber, die wir hier an der Wiege des edelsten deutschen Geschlechtes stehen, — wir wollen den leisen Klängen lauschen, welche von den weisheitskundigen Lippen der Frau Sage über ferne Vorzeit uns entgegentönen!



Die Stammburg Hohenzollern.

2. Stammessagen.

Stets ist es eine Lieblingsbeschäftigung der Sage gewesen, um die dämmernden Anfänge großer Geschlechter magischen Schein zu verbreiten. So wurde einst, wie wir sahen, die heilige Kraft der Helden Homers auf göttlichen Ursprung zurückgeführt; die leuchtenden Tugenden der Kämpfer, welche das hochragende Pergamum umwarben, wiesen auf die Olympier als die Urheber solcher Heldengeschlechter hin. So umflocht zu der Zeit, als die Julier zu Rom in kaiserlicher Macht herrschten, Volks- und Kunstpoesie die Vorfahren der Cäsaren mit prangenden Ruhmeskränzen und ein Virgil konnte eine Aeneïs schaffen; so suchte man, als das Haus der Karolinger sein Haupt gebietend im Frankenlande erhob, trotz alles Christenthums die Anfänge des Geschlechts in keiner Geringeren

als in der schimmernden Göttin Berchtha, die von der ursprünglichen Walkyrennatur den Schwanenfuß noch an sich trug und gleich der gütigen Holda mit dem goldenen Spinnrocken in der Hand einst über die Lande fuhr. Wir werden daher vermuthen können, daß ein reicher Sagenkranz auch Ursprung und Fortgang des erlauchten Geschlechtes umzieht, welches dereinst die Erbschaft des großen Karl antreten sollte. Und dem ist so: das Haus der Hohenzollern hat seinen eigenen Mythus, der bis in die neueste Zeit, in welcher die sagenbildende Kraft unseres Volkes erloschen scheint, seine Geschichte begleitet.

Wo entsprossen die Grafen, welche, wie oben erwähnt, schon um 1061 auf dem Zollern saßen? Die Geschichte vermag uns darauf eben so wenig voll beglaubigte Auskunft zu geben, als auf die Frage nach der Bedeutung des Namens Zollern. Aber die Sage weiß mehr; sie verfolgt den Ursprung der Zollern nicht allein bis in das graueste Dunkel der germanischen Vorzeit, sondern selbst bis in die weiteste Ferne des klassischen Alterthums zurück.

Am verbreitetsten ist die Tradition von der Abstammung der schwäbischen Grafen aus dem römischen Hause Colonna. Es wird uns Folgendes erzählt:

Zu jener Zeit, als

„sich begunden zweien
die Pfaffen und die Laien",

verband sich Fürst Petrus von Colonna mit vielen vornehmen Herren aus Rom, um den Kardinal Hildebrand, den späteren Papst Gregor VII., auf alle Fälle von dem päpstlichen Stuhle fern zu halten. Es gelang ihnen auch wirklich, den erwählten Papst gefangen zu nehmen, allein bald entstand ein Aufruhr, in welchem Gregor befreit, die Verschworenen aber aus Rom verbannt wurden. Der Fürst Peter und mehrere seiner Söhne machten bald darauf ihren Frieden mit dem Papste; nur ein Sohn, Ferfried von Colonna, floh nach Deutschland, Schutz und Waffenruhm bei Kaiser Heinrich IV. zu suchen. Gnädig nahm ihn der unglückliche Rheinfranke auf.

So blieb Ferfried von Colonna sieben Jahre lang an des Königs Hof, bis der entscheidende Kampf mit Rudolf von Schwaben 1080 sich entspann. An den Ufern der Elster standen die Sachsen, Bauern und Edle in einer Reihe, die Bischöfe sangen den Psalm: „Gott stehet bei seiner Gemeinde und ist ein König über alle Götter!“ Noch trennte der Gronasumpf sie von den Feinden, aber sie umgingen ihn und begannen den Angriff mit unerhörter Heftigkeit.

Allmälig zog sich der Kampf um das Dorf Hohenmölsen zusammen. Schon waren die Sachsen geschlagen; da wurde Graf Rapoto von Vohburg todt in's Lager der Franken getragen und der Ruf des Entsetzens: „Fliehet! fliehet!“ ertönte. Graf Otto

von Nordheim drang mit den sächsischen Bauern voller Verzweiflung noch einmal vor; nichts hielt seinem Schwerte Stand. Allein auf dem anderen Flügel hielt sich noch der Pfalzgraf von Laach mit den siegreichen Lotharingern. Hier kam es zu fürchterlichem Kampfgewühl. König Rudolf von Rheinfelden sprengte selber in die ersten Reihen der Feinde vor; — da traf ein wuchtiger Schwerteshieb seine Rechte, da, wo Panzerhemd und Handschuh sich verbinden, Hand und Schwert wurden ihm vom Arme getrennt, zugleich bohrte sich die Lanzenspitze der Reichsfahne ihm in den Leib, — ein Sterbender sank er vom Rosse. Die unheilvolle Krone mit der Inschrift:

„Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolpho“

hatte auch ihm Verderben gebracht. Der siegreiche Otto von Nordheim begrub ihn zu Merseburg, nachdem er, wie alte Sagen erzählen, die tiefste Reue über seinen Eidesbruch bezeugt hatte.

So der geschichtliche Hergang. Wer den Gegenkönig getödtet hat, ist allerdings ungewiß, bald sagt man, es sei der Palzgraf Heinrich von Laach selbst, bald, es sei Gottfried von Bouillon gewesen, welcher an jenem Tage die Reichsfahne trug. Von alten Genealogen wird nun theils behauptet, Gerfried von Colonna habe den Kaiser Heinrich an dem verrätherischen Gegenkönig gerächt, theils nur erzählt, er habe sich besonders im Kampfe ausgezeichnet und sei mit Landbesitz begnadigt worden.

Eine Chronika des Stiftes Magdeburg erzählt ächt volksthümlich:

„So waren nun im Römschen Reich
Zwei Kaiser jetzt gewählt zugleich.
Da macht sich auf Heinricus fromm,
Mit ihm Ferfried zur Stelle kam.
Bei Merßburg ein hart Treffen geschah,
Rodolph daselbst darnieder lag,
Verlor sein rechte Hand im Streit,
Damit er hätt gethan den Eid,
Seinem Herrn Kaiser geschworn die Treu,
Starb auch daran in großer Reu.
Ferfriedus hat in dieser Schlacht
Viel löbliche Kriegsthat vollbracht,
Wodurch der Siegs-Fürst hoch erfreut
Ferfriedo große Ehr erzeigt,
Gab ihm aus kaiserlicher Mild
Ein Land neben wirtemberger Gefild,
Macht ihn zum Grafen Lobesan,
Den theuren, wohlverdienten Mann,
Der bawt die Fest, heist Hohenzorn,
Und sprach, mein Glück ist unverlor'n,
Hieraus will ich Bapst Hildebrand
Mein Zorn erzeigen mancherhand.
Darauff man ihn nennt zum Hohen Zorn
Ein Edlen Graffen Wohlgeborn,
Nach ihm ward die Grafschaft benannt,
Zu Hohen Zöllern wol bekannt.
Ferfried darnach ohn Erben starb,
Burkhardt, seim Bruder, die Grafschaft ward,
Ward von Heinrico Quinto genant,

Gefordert rein in Sachsner Land,
Erzeigt sich allzeit ritterlich,
Mannlich, fest, weis', vernünfftiglich.
In diesem Helden tugendreich
Erneuern sich die Herren allzugleich,
Die Grafen zu Zöllern, das edle Blut,
Der Ehr ein Kron es tragen thut."

Diese Sage von der Abstammung aus dem Hause Colonna verdient eine eingehendere Beleuchtung. Man hat wohl gemeint, sie stütze sich auf eine gewisse Wappenähnlichkeit. Die Colonna führen die Säule, an welcher der Heiland gegeißelt worden ist und welche sie vor Damiette den Sarazenen abgenommen haben sollen, die Zollern später das brandenburgische Szepter, das oft säulenartig gebildet ist. Indessen die Tradition ist älter. Schon Papst Martin V. nennt 1421, als der Reichsszepter noch nicht im märkischen Wappen stand, die Ueberlieferung eine alte; Albrecht Achilles sagt, sein Geschlecht habe lange, lange Zeit zu Rom in fürstlichen Ehren gesessen, spätere Genealogen lassen selbst den Namen „Zollern" von dem italienischen Städchen Zagarolla in der römischen Campagna, einer Burg der Colonnas, abgeleitet sein; noch andere sehen in den Grafen von Zollern einen Zweig der Grafen Colalto, welcher über die Alpen gestiegen sei und im „Hohenzollern" den Stammesnamen auf deutsches Gebiet übertragen habe. Welch' eine Fülle von Beziehungen zu Italien!

Das Eine ist nun ganz gewiß, daß diesen Ueberlieferungen jede zuverlässige Grundlage fehlt. Aber haben wir in so reichem Sagenschatze nicht sicher auch nach einem Körnlein Wahrheit zu suchen? Können die Zollern nicht ein lombardisches Geschlecht gewesen sein, — vielleicht auch gar ein gothisches, das nach den verhängnißvollen Jahren 555 und 774 sich die Heimath citra montes gesucht hat?

Wer wollte hier entscheiden? Ohne jeden Grund sind indessen sagenhafte Ueberlieferungen fast nie.

Folge mir aber, lieber Leser, noch weiter in das Dunkel „germanischer Wälder". Markgraf Albrecht Achilles schreibt im Jahre 1466 an seinen Bruder, Friedrich den Eisenzahn, über das eigene Geschlecht:

„Wir sind zu Troya in Turckischem wesen vertriben worden bey vnnsern Hern (sammt unsren Herren) vnnd sind gen Rom komen, die dritten Fürsten die do waren, mit Romischen Keysern vnd Konigen, Aber von Rom vertriben vnd in das Reich komen." Von Troja also die Hohenzollern? Wie läßt sich diese seltsame Familienüberlieferung erklären?

Es war ein Steckenpferd der Humanistenzeit, also der Tage des deutschen Achilles, wo möglich Alles, was für gut und trefflich galt, auf das klassische Alterthum, insonderheit auf Troja und Hellas zurückzuführen. Damals hieß es, Hektor, Achilles und Aeneas seien so recht die „ersten Ritter" gewesen. Die Trojaner

sollten die edle Wappenkunst erfunden haben; Zimmer, Oefen, Silbergeschirr, ja auch Pferdedecken und Harnisch wurden mit kunstreichen Darstellungen der Trojanerkämpfe bedeckt, und Herrn Heinrichs von Veldeckin Aeneït war noch nicht vergessen. So suchte man damals vielfach den Ursprung hervorragender Geschlechter in Trojanerblut. Aber die Sage hat noch einen tieferen Grund. Wir müssen das Troja der mittelalterlichen von dem Troja der klassischen Sage unterscheiden. Nach deutscher uralter Ueberlieferung stammen die Franken aus Troja. Das Loblied auf den heiligen Anno von Mainz erzählt, daß nach der Zerstörung Trojas Franko, ein Kind der Veste Priams, mit wenigen Begleitern an den Rhein gekommen sei, dort ein kleines Troja gebaut und von hier sein Volk weiter nach Süden geführt habe. Aus Troja kommt ferner der Schwanenritter Salvins Brabon oder Loherangrin; von hier stammt auch Hagen, der grimme Feind des lichten Siegfried. Wenn wir nun bedenken, daß die Figur Hagens nur eine Personifikation des Todesgottes ist, wenn wir den Loherangrin, wie es geschehen muß, als ein Kind von Helheim, als einen Bewohner der geheimnißvollen Todtenwelt fassen, wenn wir erwägen, daß es altgermanischer Glaube war, starke Helden von fast übermenschlicher Kraft wie der Wahrer des Nibelungenhortes, die Burgunden, die Franken aus einem fernen Nebelreiche herstammen zu lassen, wenn wir

endlich erfahren, daß im Wolfdietrich die Unterwelt die „alte Troja" heißt, so wissen wir hinlänglich, was das mittelalterliche Troja bedeutet: es ist das Todtenreich.

Was aber stellt sich uns nun als Deutung dieser Sage von der Abstammung sowohl des ganzen Frankenvolkes wie des einzelnen schwäbischen Grafengeschlechtes aus der alten, hochberühmten Troja dar? Es ist ein tiefsinniger, echt deutscher Eigenart entsprungener Gedanke: Entstehen und Vergehen, Leben und Tod, die beiden Pole an der Kugel irdischen Daseins, sind untrennbar mit einander verbunden. Wir wissen nicht, woher wir kommen; — wie der Ursprung aller Dinge, so ist die Entstehung des Lebens uns ein dunkles, nebelverhülltes Räthsel; nur das Eine fühlt auch das Kind der Natur, daß es aufwuchs über dem Staube vergangener Geschlechter. Die Helden, welche die Unterwelt uns sendet, — sie sind große thatkräftige Retter ihrer Völker; — sie bringen Heil, wie der Schwanenritter einst die bedrängte Königstochter aus ihrer Noth befreite, aber auch sie sind mit ihrem Leben der Macht vereignet, welche ihnen Entstehen gab, — der Vergänglichkeit. Der Gedanke an dieselbe klingt schon in alter Zeit wie ein wehmüthiger Ton in das jugendfrohe, kindheitsselige germanische Leben hinein, — selbst die Asen müssen sterben! „Aus der Unterwelt kamen wir, — zur Unterwelt müssen wir, wann der Zeiten Fülle gekommen ist," — das ist bei allen deutschen

Helden und Götterſöhnen der tiefere Sinn des Mythus von dem trojaniſchen Urſprung; — nichts Anderes alſo haben wir hier als die heidniſche Faſſung des chriſtlichen Wortes: „Von Erde zur Erden, von Aſche zur Aſchen, vom Staube zum Staube!“ Daß aber in humaniſtiſcher Zeit dieſe Deutung des altgermaniſchen Mythus nur äußerlich auf das heilige Ilium angewandt wurde, darf uns nicht Wunder nehmen; ſehen wir doch ſchon in der aus dem 12. Jahrhundert ſtammenden, heutigen Rezenſion von Sigfrides Tod und der Nibelungen Noth den Todtengott Hagen von Troja als den bloßen Helden Hagen von Tronei in der Pfalz aufgefaßt.

Dämmernd nur, ſchwachleuchtend wie ein ferner Funke in Bergesſchacht, — wie das Irrlicht am Nebelhut des neckiſchen Berggeiſtes, — erglomm uns aus der eben angeführten Stammesüberlieferung das Verſtändniß der Worte Albrecht Achilles' und die Ahnung, es möchte in den Sagen über der Hohenzollern Urſprung ein gut Stück altheidniſchen Mythus enthalten ſein. Wir ſahen das hehre Fürſtenhaus, als von Troja entſproſſen, ſo eben in gewiſſer Verbindung mit den Nibelungen, den Söhnen des Nebels, d. h. den ripuariſchen Franken vom Unterrhein, und den Burgunden, auf welche nach den erſteren der Schatz des Zwerges Alberich überging. Höchſt merkwürdig iſt nun, daß eine Chronik des 16. Jahrhunderts dieſen Zuſammenhang mit dem Geſchlecht der Nibe-

lungen ausdrücklich ausspricht. „Guntherus“, so wird erzählt, „habe so viel Söhne gehabt, daß Francien sie nicht habe tragen können. So seien sie denn gezwungen worden, die Heimath zu verlassen, und haben sich anderwärts in Deutschland, d. h. Ostfranken, Sundgau und Schwabenland niedergelassen, haben mit dem mittelmäßigen Grafenstand Vorlieb genommen und sind so genannt worden Grafen von Kyburg, Habsburg, Pfirth, Zähringen und Zollern.

Die Notiz ist sicherlich der Beachtung werth, so verworren sie auch gefaßt erscheint; — es wird wenigstens das Eine durch sie klar gestellt, daß bereits in den ältesten Zeiten die Zollern sich einer Blutsverwandtschaft mit dem höchsten Uradel Deutschlands bewußt waren, ja ihren Ursprung bis auf das alte Königthum, die Anführerschaft über der Degen oder Edelinge Zahl, zurückführten.

Soweit die alten Nachrichten über den Ursprung der Hohenzollern.

Hören wir jetzt neuere Forscher.

In der ältesten Geschlechtsreihe des Zollernhauses kommen zwei Namen beständig vor; die Grafen heißen entweder Adalbert oder Burchard. Für diese fernen Zeiten ist bei dem Fehlen der Familiennamen oft der Rufname ein sicheres Mittel, den genealogischen Zusammenhang zu erforschen. Dieselben Namen finden sich nun, fast stätig abwechselnd zwischen den Generationen,

auch noch in dem schwäbischen Herzogsgeschlechte der Burchardinger, welche mit Burchard I. 914 das Herzogthum Allemannien aufrichteten und 973 mit Burchard V. ausstarben, ja auch noch in dem Hause der Grafen von Nellenburg, deren Stammschloß jetzt im badischen Seekreise unweit Stockach in Trümmern von weinreicher Anhöhe herabschaut. Hieraus hat man auf eine Stammverwandtschaft der Zollern mit den Burchardingern und den Nellenburgern geschlossen, eine Annahme, welche in so fern eine Stütze aus den Urkunden erhält, als wir einen Zweig der Zollern, die Grafen von Haigerloch, gleichzeitig mit den Nellenburgern in eine sehr nahe Freundschaft zum Aller-Heiligen-Kloster in Schaffhausen treten und die Zollern beständig auch die Staatsweisheit der Nellenburger befolgen sehen: das ist, die treue Anhänglichkeit zu Kaiser und Reich. Wie die Nellenburger Grafen, Vater und Söhne, im Heldenkampfe für Kaiser Heinrich IV. gefallen sind, so werden wir nicht ohne Wahrscheinlichkeit auch Wezil und Burkart, die ersten Zollern, uns als Kämpen der kaiserlichen Partei im Reiche denken können.

Wie gestaltet sich uns nun aber das Endergebniß, welches wir aus der Betrachtung so dunkler, oft sich widersprechender Ueberlieferungen gewonnen haben? Es läßt sich, — der Wahrheit annähernd, — in Kurzem etwa so zusammenfassen: Ein altfrei deutsches Geschlecht ist in heidnischer Vorzeit in's Schwabenland gekommen,

entweder deutsch-italischen oder burgundisch-fränkischen Ursprunges. Königs- und Heldenlieder, ja die Götter-sage, umrauschen mit uns jetzt fast unverständlichen Liedern seine Wiege. Mit kühnem Blick in früher Jugend schon dem Höchsten zugewandt, bauen die Männer dieses Hauses sich den Felsensitz auf dem Zollern, dem hohen Söller vor der schwäbischen Alb; die Glaubensboten Schwabens predigen ihnen das Kreuz und erwerben sich in denen von Zollern, wie wir sehen werden, treue Söhne. Seit alter Zeit mit dem Grafenamte betraut, führen sie es, wie es dem Weisen geziemt, treu dem Kaiser und dem Reich. Wie die Colonnas, die alten Grafen von Praeneste drüben, jenseits der Alpen, vor St. Peters Burg und Dom ihr Blut für des Kaisers Sache vergießen, so wachen die vom Zollern und vom siegmaringer Schlosse dem unglücklichen Heinrich zu Schutz und Trutz von ihren Burgen herab über das Schwabenland und opfern gern ihr Leben für den Kaiser. Nahe Verwandschaft verbindet das edle Haus mit allen Dynastengeschlechtern zwischen dem schwäbischen Meere und dem weinumkränzten Main, zwischen den düsteren Vogesenwäldern und den sonnigen Ostabhängen der Alb.

Ob wohl am Schlusse des 11. Jahrhunderts ein alter Graf vom Zollern noch ein Augurium für seine oder seines Hauses Zukunft sich gesucht, gleich jenen alemannischen Männern, welche wir in grauer Vor-

zeit auf dem Zollernberge stehen sahen? Wir glauben wohl! Denn noch war damals der Glaube an die Kräfte der alten Götter in den Herzen der Menschen lebendig, und waren sie auch Dämonen geworden und in des Erzfeindes Jagdgefolg gebannt, — sie wußten doch mit weisheitsreichem Munde von ferner Tage Schicksal dem zu berichten, der sie suchte. Denken wir es uns denn, daß einer der alten Zollern in der Nacht geträumt habe, wie ein „Falke wilde" vom Zollern flöge zum blauen Meer im Norden, von dem nur dunkle Sage bis zu dem Fels im Schwabenland erklungen war, — stellen wir es uns vor, wie der kühne Mann des Morgens auf dem Söller seiner Veste trat und nun den Vogel, von dem er geträumt, das kampfliche Thier, wirklich schweben sah über dem grünen Thal, — den Flug gerichtet nach Norden, — mag da nicht die Stimme froher Vorbedeutung für seines Hauses Zukunft Wiederhall in seinem Herzen gefunden haben? Und doch, — nie hätte das hoffnungskühnste Gemüth vollständig die Größe dessen begreifen können, was durch die Gnade Gottes an diesem Hause und durch dasselbe geschehen sollte!

3. Graf Isenbard von Altorf.

Im Bayern- und Schwabenlande lebte zur Zeit der Karolinger ein mächtiges Grafengeschlecht, welches sich nach den Schlössern zu Altorf und Ravensburg benannte. Um 780 saß auf der alten Veste Graf Isenbard, der Sohn Warins, vermählt mit Frau Irmentrut, der Schwester von Kaiser Karls Gemahlin Hildegardis. Nun geschah's, daß ein armes Weib unweit Altorf drei Kindlein auf einmal zur Welt brachte. Als das die Gräfin Irmentrut hörte, rief sie übereilt aus: „Es ist nicht möglich, daß ein Weib von einem Manne drei Kinder habe; sie ist eine Ehebrecherin und verdient nichts anderes, denn daß sie in den Sack gesteckt und ersäuft werde!"

Im nächsten Jahre segnete Gott die Gräfin mit Mutterhoffnungen, und siehe! als der Schloßherr einst

zur Jagd ausgezogen war, gebar sie zwölf Kindlein, klein und zierlich, eitel Knaben. Da erschrack sie heftig, sie glaubte, daß sie nun, ihrer eigenen Rede nach, von ihrem Eheherrn des Ehebruchs werde geziehen werden. In ihrer Herzensangst befahl sie der Kellnerin, eilf von den Knaben in den nächsten Bach zu tragen und zu ersäufen, eins aber von den Kindlein zurückzubehalten. Da nun die alte Schaffnerin die eilf Knäblein, in ein Becken gethan und mit einer Schürze verdeckt, in den vorbeifließenden Bach, die Scherz genannt, werfen wollte, schickte es Gott, das Graf Isenbard selber heim kam und von Ferne die Alte erblickte. Er eilte hinzu und fragte sie: „Was trägst du da?“ — „Welfen, junge Hündlein, sind's, o Herr!“ erwiderte sie. — „Laß sehen,“ sprach der Graf, „vielleicht gefällt mir eins zur Zucht!“ — „Ei“, sagte da die Schaffnerin, „Hunde habt ihr genug, — ihr möchtet eine Unlust empfinden, wenn ihr den Wust von Hunden sähet; — laßt mich nur thun!“ Doch der Graf zwang sie hart, daß sie die Schürze blößete. Da erblickte er die schönen, unschuldigen Würmlein, und als er nun heftig in die Alte drang, weß die Kinder wären, erfuhr er endlich die volle Wahrheit. Sein Herz ergrimmte über die unnatürliche That seiner Gemahlin, aber er bezwang sich, schickte die Kellnerin mit den Kindlein zu einem reichen Müller der Umgegend, daß er sie auferzöge, der Dienerin befahl er ernstlich zu

schweigen und der Gräfin nur zu sagen, ihr Befehl sei ausgerichtet worden.

So vergingen sechs Jahre, und die Kindlein wuchsen bei dem Müller fröhlich auf. Da befahl der Graf, daß sie, adlig geputzt, auf das Schloß, wo nun das Kloster Weingarten steht, gebracht würden. Er hatte seiner Sippe ein großes Fest zubereitet, und als das Mahl schier zu Ende war, hieß er die Gräflein hereinbringen. Wie erstaunte da Jedermann! An Farbe, Gestalt, Gliedern, Größe waren die Eilf dem Sohne der Gräfin so ähnlich, daß man wohl sah, sie wären von einem Vater erzeugt und hätten unter einer Mutter Herz gelegen.

Da stand der Graf auf und fragte seine Freundschaft, was doch die Mutter verdiene, welche die Eilfe habe umbringen wollen. Bei diesen Worten sank die Gräfin ohnmächtig hin; dann, als sie wieder erwacht war, fiel sie dem Grafen zu Füßen und flehte um Gnade. Die Vettern und Freunde legten sämmtlich für sie ihre Bitten ein, da sie die That ja nur in Herzensangst gethan habe, und so verzieh auch endlich der fromme Graf.

Zum ewigen Gedächtniß der wunderbaren Geschichte begehrte und verordnete in seiner Freunde Gegenwart Graf Isenbard, daß seine Nachkommen sich nicht mehr Grafen zu Altdorf, sondern Welfen nennen sollten und ist auf diese Weise der Welfen hochberühmter Stamm erwachsen. Freilich sind die Eilf, welche der

Graf auferzogen hatte, bald wieder ohne Nachkommen verstorben, aber der Eine hat sein Geschlecht fortgesetzt und sind davon kommen etliche Nachkommen in Kaiser Karls Geschlecht, die Herzöge von Burgund, Bayern, Sachsen und Braunschweig, wie auch die Könige von Frankreich und die Grafen von Zollern. Zum Zeichen, daß sie welfischen Geschlechtes seien, führen die Grafen von Zollern noch jetzt den Welfen- oder Brackenkopf auf ihrem ritterlichen Helm.

So berichtet uns ein Mönch aus Kloster Weingarten. Andere erzählen von dem Ursprunge des Welfennamens abweichend so: Der Vorfahr des Geschlechtes habe sich an des Kaisers Hof aufgehalten, als ihm die Botschaft überbracht wurde, er möchte zurückkehren, seine Gemahlin sei eines Sohnes genesen. Der Kaiser sagte scherzweise: „Was eilest Du um eines Welfen willen, der Dir geboren ist!“ Da antwortete der Ritter: „Weib, nun der Kaiser meinem Kinde einen Namen gegeben, soll's gelten!“ und bat ihn, den jungen „Welfen“ zur Taufe zu halten, welches auch geschah.

Schreiten wir nun zu einer Beleuchtung dieser Ueberlieferung.

Genau dieselbe Sage findet sich bei einem hessisch-thüringischen Geschlechte „Hund“ und bei den berühmten Grafen von Querfurt. Dem Namen „Welf“ ist der Stempel höchsten Alterthums aufgedrückt. Nur in einem Zeitalter, wo der Mensch freundnachbarlich mit den

Thieren zusammenlebte, wo er im Wald ihr heimlich Treiben genau betrachten konnte, sich erfreute an ihrer List und Stärke, konnte ihm der Gedanke kommen, sich selbst mit Thiernamen zu bezeichnen und umgekehrt seine Namen auf die Thiere zu übertragen. Die Vornamen Welf, Wolf, Hund, Brun, Falk u. s. w. sind also so alt wie die Thiersage von Jsegrimm selbst. Erst spätere Jahrhunderte, denen die Sitte, sich mit Thiernamen zu bezeichnen, etwas Auffallendes hatte, suchten nach einer Erklärung und fanden sie in volksthümlichen Erzählungen wie die voranstehende. Nach einer andern Deutung der Sage suchen, ist verlorene Müh'. Was aber das Volk veranlaßt hat, die Zollern mit den Welfen in einen Zusammenhang zu bringen, der geschichtlich nicht nachweisbar und sogar unwahrscheinlich ist, war oben bereits angedeutet: es ist das zollernsche Wappen.

Die ritterliche Wehr des edlen Hauses ist von höchster Einfachheit, ein Schild, schwarz und weiß geviertet, auf dem Helm ein Brackenkopf. Einer Erklärung bedarf dieses Wappen nicht, ein Symbol ist hinter ihm nicht zu suchen; aber es weist in die ältesten Zeiten deutschen Kriegerthums zurück, wo der freie Wehre den weidengeflochtenen, mit Leder überzogenen Schild selbst sich in einfacher Zeichnung färbte oder mit verschiedenartigem Pelzwerk ihn überzog. Dem letzteren Gebrauch scheint die Vierung des zollernschen

Wappens ihre Entstehung zu verdanken. Ganz ähnlich, quadrirt mit farbigem Pelzbesatz, erscheint das Wappen der Kronenberg in Franken und der Pfalz auf einem Siegel von 1298. Auch der Brackenkopf erklärt sich von selbst, sobald wir das innige Verhältniß zwischen Krieger oder Waidmann und Hund ins Auge fassen; — er erscheint überdies bei Hunderten von deutschen Wappen. Will man überdies an eine mythische Beziehung denken, so liegt es nahe, den Hund als Attribut der siegverleihenden Huldgöttinnen zu fassen; denn Wuotan, namentlich aber die Walkyren und Nornen sind beständig von Hunden begleitet.

So löst sich uns die Sage von dem Zusammenhang der Hohenzollern und Welfen in ein Nichts auf. Erblicken wir doch auch im Laufe der Geschichte die beiden Häuser auf ganz verschiedenen Bahnen, die Welfen stets der kaiserlichen Macht entgegengesetzt, die Zollern allzeit treu ihr zugethan! In Kloster Weingarten schlafen die Aeltesten des wolfsgrimmen Bayernhauses, wahrscheinlich auch Graf Isenbard. Requiescat in pace! rufen wir ihnen nach, — auch ihre Erbschaft ist auf Haus Zollern übergegangen!

4. Herzog Tassilo.

Ein milder Herbstabend war auf die Rheinebene herabgesunken. Feierlich rauschten in leisem Abendwinde die Häupter der uralten Buchen und Linden des lorscher Waldes; langsam, spielend gleich bunten Vögelein, flogen hier und dort welkgewordene, bunte Blätter auf den sonnendurchglühten Moosboden des ehrwürdigen heiligen Forstes herab. Der Himmel hatte sich in ein hell lichtes Blau gekleidet, und während dort oben die Töne der Lerche dem scheidenden Tagesgestirn nachhallten, begann das Heimchen sein Zirpen im hohen Waldesgras; — die Bienen und Käfer, welche vor Kurzem noch um den duftenden Thymian geschwärmt hatten, waren zur Ruhe gegangen.

Die Landschaft bot das Bild geweihten Friedens dar. Der große König, welcher damals allen deutschen Stämmen gebot, hatte darum einen trefflichen Blick

bewiesen, als er in diese Waldeinsamkeit die prächtige Abtei verlegte, deren von den letzten Strahlen beschienene Mauern dort, von der Waldlichtung her, röthlich uns entgegenschimmern. Welch' herrliches Stücklein Erde, dies alte Nibelungenland! Diese gewaltigen Wälder mit ihren Baumesriesen, die der Zeit zu trotzen schienen, dieser königliche Strom dort im Thale, dessen Luft frei macht, — diese sanftgeschwungenen, blauenden Bergketten ringsum, — giebt's eine anmuthigere Stätte im Frankenland? Und wie geheimnißvoll klingt's durch der Bäume Wipfel von alten Mären! Hier stand der Königin Uote Siedelhof; hier wurde den alten Burgundenkönigen die letzte Ruhestatt bereitet; hier begruben sie den Helden Siegfried, den Hagens Speer am kühlen Born getödtet hatte, hier schallte die Klage um den lichtesten aller Mannen weittönend durch die Luft! Um die moosigen Bäume schwebte immer noch die wehmüthige Erinnerung an Krimhilt, der Frauen holdeste und grimmste. An diese Stätte war ihr Herz gebannt. Hier ruhte ihres Lebens Licht:

„Da schuf die Jammerreiche, daß er ward aufgehob'n,
Sein edeles Gebeine wurd' an der Stund' begrab'n
Zu Lörse an des Münsters vielwürdiglicher Seit',
Da noch der Held viel kühne in einem langen Sarge leit."

Um das Jahr 774 war die neue Klosterstiftung des großen Karl vollendet. Ueber das mäßig hohe

Kirchengebäude, das nur spärlich durch kleine Rundbogenfenster erleuchtet ward, erhob sich der Glockenthurm mit flacher Spitze von vergoldetem Kupfer; im Norden lehnte sich an das Gotteshaus der Kreuzgang, den Friedhof der Benediktiner-Mönche umschließend, im Süden stand die Abtei und das Wirthschaftshaus der Brüder des heiligen Benedikt. Eine hohe Mauer umschloß alle diese Gebäude, denn der friedliche Mönch mußte damals auch gegen feindliche Angriffe gerüstet sein.

In den Hallen der Klosterkirche herrschte tiefe Dämmernng. Auf dem schmucklosen Altare, einem einfachen Marmortische, standen vier Kerzen, deren Schein auf das große goldene Krucifix in der Chornische fiel. Von den Gemälden an den Wänden und in der Apsis blinkt uns nur der Goldgrund entgegen, die feierlich ernsten Gestalten vermögen wir nicht mehr zu erkennen. In den Arkaden, welche das Mittelschiff zu beiden Seiten begleiten, lispelt es wie frommes Gebet.

An einer der gedrungenen Säulen kniete vor einem Altarsteine an jenem Abend ein greiser Mönch. Von der Decke hing vor ihm eine silberne Lampe herab, deren schwacher Schein uns einen Blick in seine Züge erlaubt. Sie sind zusammengefallen, aber edel und scharf, obwohl das Auge erloschen zu sein scheint, ein langer, schneeweißer Bart bedeckt die Brust. Wer hätte

in dem demüthigen Mönche den stolzesten und waffenfreudigsten aller deutschen Herzoge, den Bayern Tassilo, des großen Karls größesten Gegner wiedererkannt? Und doch, er war es, freilich ein Andrer jetzt als damals, wo er die Sturmfahne der Bayern dem Frankenkönige in der Schlacht entgegen getragen hatte. Wie er jetzt da kniet vor dem Kreuze, ist er ganz versunken in Gebet; — die alte Herrlichkeit, aber auch die alten Prüfungen und Demüthigungen sind vergessen.

Nach einiger Zeit erhob sich der Mönch; er ging das Seitenschiff hinauf und trat durch eine Pforte, — nur so niedrig, daß er sein Haupt unter ihr beugen mußte, in den Kreuzgang hinaus. Hier glänzte helles Licht ihm wieder entgegen; er hielt die Hand vor die Augen und ging langsam einem Steinsitze zu, auf welchem er, wie tief ermüdet, sich niederließ, das Haupt zurücklehnend, die Hände auf dem Schooße faltend.

Wer ihn da gesehen, hätte den Greis wohl schon für einen Todten halten können. Aber hob sich auch kaum seine Brust, sein Geist arbeitete gewaltig. Es pflegt oft wohl zu geschehen, daß dem Menschen ein Gedenken an die Vergangenheit aufsteigt, ohne daß er es gerufen hat. So stand in jener Abendstunde lebendig und klar vor Tassilos Augen seine Vergangenheit. Er sah sich selbst, einen blondgelockten Knaben, der sein Gesicht barg in den Falten des Purpurmantels

einer weinenden Fürstin; — es war Chiltrude, die Wittwe Herzog Odilos von Bayern, welchen der Ehrgeiz Pippins gefällt und in einen frühen Tod getrieben hatte. Er sah die alten lieben Kirchen und Paläste Regensburgs, die er oft an der Hand der Mutter durchwandert hatte. Aber wilde Schlachtenbilder verdrängten die friedlichen Scenen der Kindheit; — er erblickte sich wieder auf feurigem Streithengst im Kampf, in Sieg, in Fall. Er schaute die Pfalz zu Ingelheim, — da stand vor ihm der eiserne Karl, gegen welchen er sich empört hatte und in dessen Gefangenschaft er gerathen war; — schon wollte ein Diener mit dem Schwerte ihm das lange Haupthaar kürzen; da stürzte er vor dem Franken nieder und Karl verzieh. Dann trat eine Einsiedelei ihm vor das geistige Auge, — es war die Zelle St. Goars am Rhein; — da schoren sie ihm, dem ungebändigten Empörer den Kopf; — er und die Seinen, seine Gemahlin Liutberga, seine Söhne Theodo und Theodobert, seine Töchter wurden in ferne Klöster geführt. Eine blühende Landschaft liegt vor ihm, — es ist die Umgebung des Klosters Jumiege an der Seine. Da, in der Einsamkeit der Zelle, beugte sich sein hoher Geist, er lernte sein Unrecht erkennen. „Alle irdische Hoheit ist Rauch!“ murmelte der Greis vor sich hin, — sein Blick suchte die Grabesplatten, die vor ihm im Estrich des Kreuzganges ruhten; — kaum konnte er im

Dämmerscheine noch das Kreuz auf ihnen und den Friedenswunsch unterscheiden. Zu Frankfurt auf der Nationalsynode von 794 übergab er alle seine Rechte an Bayern in Karls Hand; — er sieht sich wieder, den Mönch in brauner Kutte, vor den Großen des Reiches und den goldstrahlenden Würdenträgern der Kirche. Dann kehrte er in klösterliche Einsamkeit zurück. Herzog Tassilo galt jetzt der Welt für begraben. — Tiefer und tiefer sank das Haupt des Mönches. „Patriam aliam appetimus!" seufzte er leise und ließ die lassen Hände zu seinen Seiten herabgleiten.

Da tönte ein Jagdhorn mit langgezogenen Tönen durch die Abendstille; der Mönch vernahm es, wie die Klosterpforte sich öffnete und wie Rosse drüben auf dem Hofe lustig wieherten. Er schritt der Kirche wieder zu und warf sich vor dem Kreuze auf dem Seitenaltare nieder. Da tönte ein fester Schritt an sein Ohr; — das waren nicht Tritte eines Mönches, sondern eines Waidmannes oder Kriegers. An ihm vorbei, — dem Hochaltare des h. Lazarus zu, schritt eine Jagdgesellschaft, voran ein hoher Herr in majestätischer Haltung, dem der Abt vom Kloster Lorch demüthig zur Seite ging. Jetzt, wie sie vor dem Heiligthume standen, zog der Fremde seine Schuhe aus und kniete nieder zum Gebet, — mit ihm die jugendkräftigen Begleiter. Mit fast unhörbarem Schritt begab sich

der greise Mönch vor die Stufen des Altars und kniete an der Seite des fremden Mannes nieder; — der Abt war vor das Kruzifix getreten. Jetzt erhoben sich die Waidgesellen, — durch die einsamen Kirchenhallen tönten die Worte des Segens, die der Diener St. Lazari ihnen spendete: „Gottes Segen mit Dir, glorreicher König Karl und all' den Deinen!" Schon wollte sich der hohe Herr zum Gehen wenden, — da bemerkte er den Mönch, der neben ihm noch immer im Gebet verharrte. Er löste eine goldene Spange vom Arme und ließ sie in des Betenden Hand gleiten. „Nicht will ich Gold für mich oder dieses Haus!" tönte es dem Könige entgegen. — „Womit erweise ich dir dann meine Ehrfurcht, frommer Bruder? — „Gieb Gnade, gnadenreicher Herr", klang es vernehmbarer zurück, „einem Empörer, der schon lange bereuet und der jetzt zum Grabe geht!" — „Wer bist du, ehrwürdiger Vater?" fragte Karl erstaunt. — „Einst nannte man mich Tassilo, den Herzog der Bayern, deinen Vetter, deinen Feind!" lautete die Antwort. Auf einen Augenblick trat Karl zurück, dann aber beugte er sich liebevoll über den Unglücklichen, reichte ihm die Hand und hob ihn auf. Laut schluchzend sank Tassilo an des Königs Brust. „Auch mein Pfad geht abwärts", erwiederte der große Herrscher sanft, „und wie ich hoffe, daß mir Gott der Herr dereinst verzeiht, so vergebe ich dir, — gehe hin in Frieden; ich weiß es,

du bist heiliger denn ich.“ In dem Augenblicke erloschen die Kerzen auf dem Altare und Tassilo sank aus Karls Armen nieder — jetzt eine Leiche. Andächtig kniete der König nieder und küßte den bleichen Mund des Feindes, sein Antlitz mit Thränen netzend. Dann betteten die Brüder dem Gestorbenen die letzte Lagerstatt in seiner stillen Zelle. Bald aber führte ein seliger Tod auch Karl den Großen zum Himmel ein; „es ward ihm Gnade zu Theil“, setzt die alte Sage zu, „weil er selbst Gnade erwiesen hatte“. —

Wir haben diese Sage hier aufgeführt, weil von einer großen Anzahl mittelalterlicher Schriftsteller der unglückliche Bayernherzog Tassilo als Stammvater der Hohenzollern bezeichnet wird. Er gilt ihnen dann als Sohn des Grafen Isenbard von Altorf. Tassilo war indessen der Sohn Herzog Odilos von Bayern und der Chiltrude, der Stiefschwester Pippins des Kleinen. Als letzter der alten deutschen Stammesherzoge ging er in den ungleichen Kampf gegen den Franken Karl, dessen hohes Ziel es war, alle deutschen Völkerschaften zu einen. Immer von Neuem sich gegen den Cäsar des Abendlandes erhebend, wurde er endlich seiner Freiheit beraubt und hat sein Ende wahrscheinlich in einem westfränkischen Kloster, der Abtei Jumiege an der Seine, vielleicht auch zu Lorsch gefunden. Im Frieden des Gotteshauses erwarb er sich den Ruf eines Heiligen. Mit ihm erlosch das Haus der Agilol-

finger. Im grünen Thal von Lorsch aber hat sich die Sage von der Begegnung Tassilos und Karls bis auf den heutigen Tag erhalten. Nicht darf sich das Haus der Zollern dieses ihm von der Sage zugeschriebenen Ahnherrn schämen, — ächte Mannestugenden, ungebrochener Muth und wahre Frömmigkeit zierten auch ihn, über den das Rad der Geschichte so unbarmherzig hinwegging.

5. St. Mainrad.

Wir führen den Leser auf eine Insel im Bodensee. Es ist um 825. Noch bedeckte Wald den größten Theil des fruchtbaren Eilandes, auf dem jetzt freundliche Obstgärten und liebliche Rebengelände prangen. Aber fast in der Mitte war doch der Boden der Insel zu Feldern gerodet, welche ein Kloster umgaben, das nun schon hundert Jahre stand und dessen Mönche das ganze Franken- und Schwabenland mit dem Ruhme ihrer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit erfüllt hatten: es war die Benediktiner-Abtei Reichenau.

Durch den Klostergarten ging an einem köstlichen Abende, wie ihn der Sommer nur in dieser paradiesischen Umgebung beut, ein blasser, noch sehr jugendlicher Mönch. Er schritt langsam und sinnend daher; sein

Blick hing nicht an den leuchtenden Firnen der Alpen, nicht an den grünenden Waldwipfeln, in denen fröhlich noch der Gesang der Vögel erschallte, nicht an dem goldglänzenden Kreuze, mit welchem fürstliche Huld die Kuppel der Abtei geschmückt hatte, — er ruhte auf dem Boden und von den verschlungenen Armen stützte der rechte das Kinn. In den Zügen des Mönches lag Schwermuth und asketische Begeisterung; auf der reinen hohen Stirn aber thronte der Frieden, den nur ein inniges Einleben in die Heilswahrheiten der Kirche jener sonst so wilderregten Zeit geben konnte.

Mitten im Garten stand ein Bildstock, — eine Stiftung einer frommen alemannischen Edlen, welche vor ihm ruhte. Der Erlöser war auf ihm dargestellt als guter Hirt; — den Pilgerstab in der Hand, den breiten, zur Reise wohlgeschickten Hut auf dem Haupte, schritt er hin über Dornen und Disteln einen steilen Berg hinan, ein Schäflein auf dem Rücken tragend. Wohl war des Bildners Hand noch ungeübt gewesen, aber doch hatte seine Seele sie geleitet, denn trefflich war es ihm gelungen, im leidenden Gesichte des Heilands es auszudrücken, wieviel an Schmerz und Arbeit es ihn gekostet hatte, das Schäflein zu erretten. Hier blieb der Mönch stehen und faltete die Hände zum Gebet.

Da tönte es leise hinter ihm: „Bruder Mainrad!“ Er wandte sich um und blickte in ein ehrwürdiges,

freundliches Gesicht; — der Abt stand vor ihm, in seinem Silberbarte und dem seines Haarschmucks beraubten Haupte nicht unähnlich einem Petrus oder Paulus. „Noch einmal wollt' ich dich sprechen", so begann er, „und dich fragen, mein Bruder, ob du deinen Schritt nicht zurück lenken willst von dem Wege, den du vorhattest. Fühlst du den Muth in dir, Allem zu entsagen, auch der Gemeinschaft deiner Brüder, auch dem Genusse, ehrwürdige Weisheit dir aus unsern Pergamenten zu holen, auch dem Geläute der Glocken und dem frommen Gesange? Ich warne dich, mein Sohn, versuche Gott nicht; es ist schwerer als du denkst, allein zu sein in schauerlicher Wildniß, wo nur der heisere Schrei des Geiers zu uns tönt und wir nur durch den Schleier der Wolken das freundliche Thal erblicken!"

Der Mönch Mainrad zeigte auf das Bildwerk, vor welchem sie standen. „Ehrwürdiger Vater", sprach er dann, „den Weg ging mein Heiland für mich, — laß' mich ihm nachwandeln. Was nützen mir weltliche Künste; — ob ich die weisen Heiden verstehe, ob ich mit kunstgeübter Hand das Elfenbein zum Bücherdeckel schnitze, oder die bunten Heiligen an die Wand des Tempels male, ob ich das Feld mit Karst und Hacke beackere, — hängt davon meiner Seelen Seeligkeit wohl ab? Ich will allein sein mit Gott und meinem Herrn!"

„So schütze der Allmächtige und St. Pirminus dein jugendliches Haupt!“ sprach Abt Erlebald. „Wann reisest du, mein Bruder?“

„Morgen, wann die Sonne aufgeht,“ erwiderte der Mönch.

„So komm dann, Mainrad“, forderte ihn der Abt auf, „ich will dich rüsten zur Wegefahrt.“

„O, nur ein geweihtes Kreuz, ehrwürdiger Vater“, bat er, „einen Wasserkrug, einen Laib Brod und einen Wanderstab!“ —

Am andern Morgen leuchtete die Sonne unserem Wanderer, der beim ersten Hahnenschrei die Insel verlassen hatte, wie er rüstig und entschlossen die ersten Höhen der Thurgauer Alpen hinaufstieg, um ein Einsiedler zu werden.

Wir überspringen einen Zeitraum von fünfzehn Jahren. Nicht weit von Zürich, auf der Höhe des Etzel, finden wir Mainrad wieder; hier hatte er lange Jahre als unbekannter, aber doch von den benachbarten Hirten, welche hier trieben, geliebter Mann in Fasten und Gebet gelebt, Trost austheilend an Arme und Kranke, das Wort vom Herrn verbreitend. Es war ein lieblich Bild, wenn er vor seiner Siedelei stand, beschienen von der Abendsonne, die eine Glorie um sein mildes Antlitz wob, und wenn vor ihm dann die gebräunten Kinder der Hirten knieten, die er die ersten Gebete lehrte. Eine fromme Wittwe aus

dem nahen Altendorf hatte ihm auf dem Etzel eine Kapelle erbaut, einfach und schmucklos zwar, aber doch der Waldwildniß eine Zier und dem Wanderer, welcher ihr Glöcklein hörte, oft als Wegweiser dienend.

Wir erblicken heut den Einsiedler Mainrad in der Morgenfrühe, wie er in vieler Geschäftigkeit um seine Zelle bemüht ist; er hat den kleinen Altar mit frischen Alpenkräutern ausgeschmückt, so daß ein würziger Duft durch die Kapelle zieht. Dann begießt er die Blumen, welche er auf der dünnen Erddecke des Felsens gesäet und unter vieler Mühe zum Blühen gebracht hat. Ein Zicklein aus einem Stalle neben der Kapelle ruft jetzt den heiligen Mann und bittet um Futter. Auch dieses Geschäft ist jetzt abgethan; St. Mainrad steht auf einem Felsenvorsprung und schaut in's Thal der Sihl herab, die silberglänzend, bald hüpfend und springend wie ein muthwillig Kind, bald zornig aufschäumend zwischen dem bemoosten Gesteine sich durchwindet. Da sieht er von fern einen Zug heranwallen; — Kirchenfahnen wehen in der Luft, goldene und silberne Gefäße blinken dem Einsiedler entgegen, so köstlich und schön, wie er sie seit seinem Aufenthalt in Kloster Reichenau nimmer geschaut. Und jetzt kann er die Gestalten erkennen, die den beschwerlichen Weg zu ihm emporwandeln; — es sind fromme Frauen aus dem benachbarten Zürich, an ihrer Spitze Hildegard, die Aebtissin vom Frauenmünster. Das war

der glücklichste Tag in Mainrads Leben; — die Nonnen von Zürich, bewogen durch den Ruf seiner Gottseligkeit, brachten ihm, als dem vollkommneren Jünger Jesu, als dem Helfer und Berather der Armen und Elenden, das größte Heiligthum, welches sie hatten, ein wunderthätiges Marienbild, aus glänzend schwarzem Holze, wahrscheinlich im fernen Morgenlande gearbeitet. Nicht das Gold und die Edelsteine, welche das Kleinod schmückten, nicht die Ehre, welche so fromme Frauen ihm erwiesen, war es, was Mainrads Herz so erfreute; — es war vielmehr die Hoffnung, daß er nun mit noch größerem Erfolge sein tröstend Amt an denen üben würde, welche der Welt Leide tragen.

Es konnte nicht fehlen, daß reiche Gaben auf dem Altare der heiligen Jungfrau in Mainrads Zelle geopfert wurden. Sie lockten Räuber herbei und bereiteten dem heiligen Einsiedler das Verderben. In einer dunklen Nacht des Jahres 863 brachen Mörder in die Klause ein; sie tödteten den Heiligen, fanden aber nur geringe Beute, denn mit dem Golde, das der heiligen Jungfrau geopfert worden war, hatte Mainrad der Erde Sorge und Elend zu lindern versucht. An das geheiligte Marienbild wagten die Uebelthäter ihre Hand nicht zu legen.

Aber die Sühne für das Blut des Märtyrers wurde bald eingefordert. „Was war das? Hörtest du nicht den Schrei von Raben?“ rief der eine der

Mörder dem anderen zu. „Sieh' dort sind sie, zu unseren Häuptern!" erwiederte der. „Es sind Mainrads Raben, die Genossen seiner Vergeinsamkeit, die er Jahre lang gepflegt. Sieh' sie kreisen über uns!" — Unheimlich war das Gekrächze der Raben in der finsteren Waldschlucht, unheimlicher aber noch ihre Nähe in der volkreichen Stadt Zürich, wo sie, mitten auf dem Markte, drohend ihre Fittige gegen die Mörder schwangen und sie endlich sogar mit den scharfen Schnäbeln anfielen. Hier wurden die Uebelthäter ergriffen, da man die Raben des h. Mainrad erkannte und ihn am Morgen erschlagen in seiner Zelle gefunden hatte.

Vor dem kaiserlichen Vogt zu Zürich, Graf Adalbert, wurden die Mörder zu Rad und Feuer verdammt. Wo St. Mainrad gelebt hatte, bekamen nun Dornen und wilde Thiere die alte Oberhand, bis nach mehr als achtzig Jahren Unserer Lieben Frauen Stift in Einsiedeln auf der Stätte der alten Klause emporblühte. Ein frommer Nachfolger Mainrads, Benno, wirkte im zehnten Jahrhunderte mit großem Erfolge unter der theilweise noch heidnischen Bevölkerung, und nach ihm erntete Gregor, ein Königssohn aus England, nicht geringeren Ruhm der Heiligkeit. Dem Geräusche der Welt entflohen, war er zuerst nach den Gräbern der Apostel gepilgert und hatte dann sich in die Alpenwildniß zurückgezogen. Er ward der erste Abt

des 991 von Otto III. bestätigten Klosters „Einsiedeln", das sich bald eben so sehr durch die Frömmigkeit und die wissenschaftliche Bildung wie durch den Reichthum seiner Aebte und Mönche zu dem ersten Platze unter allen schweizerischen Klöstern aufschwang.

Wie aber kommen Mainradszell und Einsiedeln in die Sage der Zollern hinein? Die Ueberlieferung antwortet uns: St. Mainrad war ein Graf zu Zollern, Sohn eines Berchthold und einer Gräfin aus dem Sülichgau. Vom 14. Jahrhundert an hatte diese Tradition sich so festgesetzt, daß die Grafen von Zollern den Einsiedler Mainrad wie einen Stammesheiligen verehrten. Wenn ein Zoller den geweihten Mauern des Stiftes Einsiedeln sich nahte, ging ihm der Abbat mit der Klerisei entgegen, — eine Ehre, die nicht einmal den Zähringern oder Rapperswylern als Schirmvögten des Stiftes erwiesen ward. Sechs Tage lang wurde dann der Gast, er mochte wollen oder nicht, mit aller Fülle, welche des Abtes Küche darbot, nebst seinem Gefolge verpflegt, so erzählt uns Johannes Müller. Allein die kritische Geschichtsforschung der neueren Zeit hat dem Zollernhause diesen Heiligen absprechen müssen. Nach einer uralten Vita Sti. Mainradi ist er allerdings aus dem Sülichgau, einer schwäbischen Landschaft, welche fast ganz von Besitzthümern der Zollern eingenommen war, aber St. Mainrad war kein hochgeborner Jüngling, sondern nur der Sohn einer

armen Freisassenfamilie. Die diplomatische Geschichtsschreibung kennt ebensowenig einen Grafen Berchthold von Zollern zu dieser Zeit wie seine Gemahlin, die Herrin des Sülichgaues.

Müssen wir demnach die Legende des h. Mainrad nur als äußerlich mit der Sage des Zollernhauses verknüpft ansehen, — dürfen wir ihn auch nicht als Sprossen unseres Herscherhauses aufführen, — wir werden sogleich sehen, daß der Sinn, der ihn beseelte, — jene tiefempfundene, schwärmerische Frömmigkeit den alten Zollern keineswegs gefehlt hat.

6. Die heilige Magd Irmentrut.

Stets hat das Geschlecht der Zollern festen und unbeugbaren Mannesmuth mit innigster Frömmigkeit zu verbinden gewußt. Das zeigt sich bereits in den Anfängen des Hauses.

In dem wildesten Thale des württemberger Schwarzwaldes, umringt von großartigen Felsbildungen, beschattet von düstern, hochaufsteigenden Tannen, liegt heute das Dörflein Alpirsbach mit einer ehrwürdigen, hochalterthümlichen Kirche. Wer herabgestiegen ist in das wilde, von wüthenden Bergwassern zerrissene Thal, der besucht wohl auch die Abtei und steht sinnend vor dem altromanischen Portale. Ueber dem letzteren befindet sich ein sehr altes Bildwerk; es stellt den Heiland in seiner Verklärung dar; ernst und feierlich ist sein von der Aureole umgebenes Antlitz, — ihm zu den

Seiten aber knieen ein Mönch und eine Nonne, die Hände betend emporhaltend. Ihre Züge sind verwittert, aber wir haben in ihnen die ältesten monumentalen Darstellungen zollernscher Familienglieder: die Beter sind Graf Adalbert von Zollern, genannt von Haigerloch, und seine Gemahlin, die Stifter dieses in der Waldeinsamkeit gelegenen Klosters.

Wir haben in dem Grafen Adalbert wahrscheinlich den Sohn des 1061 getödteten Wezel zu suchen. Eine tiefe und wahre Frömmigkeit zeichnete den Grafen grade zu dieser schweren Zeit aus, in welcher die Gemüther der Deutschen, durch den Investiturstreit bis in's Innerste erregt, der Kirche nicht selten völlig entfremdet und in eine bedauernswerthe Roheit versunken waren. Mit den gleich edel gesinnten Vettern, den Grafen von Nellenburg, denen das theure, für Kaiser Heinrich IV. vergossene Blut ihres Hauses die Ehrerbietung für die Kirche nicht hatte rauben können, stiftete Graf Adalbert das Allerheiligen-Kloster zu Schaffhausen; großmüthig begabte er Kloster Reichenbach, und als er das Ende seiner Tage herannahen fühlte, gründete er Stift Alpirsbach. Dann hing er in der väterlichen Halle Schild und Schwert auf und gesellte sich als Konversbruder den frommen Vätern in Alpirsbach bei, gleichwie auch der Graf Eberhard von Nellingen III., der Selige zubenannt, mit seiner Gemahlin Ida von Kirchberg ein Ruheplätzlein für das

Herz und den wegmüden Leib im Kloster Allerheiligen gefunden hatte.

Nicht an den frommen Grafen selbst, wohl aber an eine seiner Töchter hat sich die Sage angerankt.

Versetzen wir uns um 1072 in's Kloster Allerheiligen. Auf Graf Eberhards von Nellenburg Befehl hatte der Mönch Leutbold einen großartigen Klosterbau inmitten der waldbewachsenen Hügel am silberglänzenden Rheinstrom aufgeführt. Die ernsten Mönche, welche wir durch die gewaltigen Säulenhallen wandeln sehen, sind Schüler des großen Wilhelm von Hirsau, der den Benediktiner-Orden in Deutschland zu seinem früheren Ernste und zu den lange verlassenen, wissenschaftlichen Beschäftigungen zurückgeführt hatte. Der Abt von St. Salvators Zelle und Allerheiligen ist ein Mann, gleich ausgezeichnet durch Frömmigkeit, wie durch hohe Bildung; auch der Bischof Rumold von Konstanz, ein Freiherr von Bonstetten, weilt gerne in des Klosters Librarei. Graf Eberhard von Nellenburg erzählt in dämmernder Abendstunde wohl oft von seiner schweren Fahrt nach dem fernen Galizien, zu des heiligen Apostels Jakobus Grabe in Kompostella. Er lebt nach strengster Benediktinerregel. Selten nur verläßt er das Kloster; — dann richtet sich sein Schritt zur alten Linde an der Felsgasse, wo die Nellenburger Grafen von Alters her und er selbst sein Gericht gehalten. Noch strenger nimmt es seine Gemahlin, welche mit ihren Frauen

in eine Zelle neben dem Kloster gezogen ist, mit der Klausur. Die Geschichtsschreiber erzählen, daß sie nicht mehr von dem engbegrenzten Raume wich, welcher die Zelle mit dem Christusbilde umschloß. Nur einmal wollte ihr schier das Herz brechen, daß sie solches Gelübde gethan; aber sie blieb standhaft: die greise Frau schaute es von ihrer Zelle an, wie ihr Sohn Burkard, der in jugendlicher Schönheit so eben noch mit jedem schwäbischen Edlen an Fertigkeit im Waffenhandwerk gewetteifert hatte, zum frühen Grabe nach Kloster Aller-Heiligen getragen wurde. Nie hat die edle Frau ob ihrer schwärmerischen Frömmigkeit des Sohnes Grabstätte gesehen, — aber eine hohe Belohnung ward ihr: im Greisenalter erschien ihr der verewigte Gemahl und Himmelsglanz umgab ihn; er zeigte der Gattin die Lebenskronen, die er und seine Söhne, mochten sie im heißen Kampfe für Kaiser und Reich, mochten sie auf friedlichem Lager geschieden sein, nun errungen hatten.

In dieser Umgebung wuchs eine Tochter des Grafen Adalbert von Zollern-Haigerloch auf, Irmentrut genannt. Ihr Vater wird als des Stiftes Vetter bezeichnet, — ein Titel, der oft den Gründern einer geistlichen Stiftung gegeben wurde. Schon in der frühsten Jugend hatte Irmentrut an schweren Gebrechen gelitten; für sie gab es keine Freude der Kindheit, für sie keine Hoffnungen der Jugend. Mit fortwährender Krankheit behaftet, kehrte sich die edle Magd ganz und gar von der Welt

ab. Wohl rang sich manchmal, als sie in die Jahre der Jugendblüthe gekommen war, ein schwerer Seufzer aus ihrem Herzen los, wenn sie den Zug fröhlicher Burschen und Mädchen singend durch die blühenden Obstgärten unter der väterlichen Burg Haigerloch vorüberziehen sah und der Mai gekommen war mit seiner Lust. Dann ritten die Brüder aus zu den Festen auf den benachbarten Burgen, scherzten und lachten mit schönen Frauen; — für sie aber hatte Niemand ein gütiges Wort als etwa der Klosterbruder, den sie reich beschenkt hatte, oder der Bettler, den sie in seiner elenden Hütte besucht, und mit geistlichem und leiblichen Trost erfreut hatte.

Endlich, als ihre Krankheit, vielleicht ein Aussatz, so schwer geworden war, daß ihr geschah, wie jenem armen Heinrich von Aue,

„daz sie alse wart unmäre,
daz sie niemen gern ansah," —

als sie endlich gar befürchten mußte, es möchte ihr vielleicht die Schelle der Aussätzigen umgehangen und sie selbst in die Wildniß verbannt werden, — da beschloß sie, in eine stille Zelle bei Aller-Heiligen sich zurückzuziehen. Eine Heimath hatte sie nicht mehr, — die Brüder, die Vettern, die Basen, alle zeigten ihr nur zu offen ihre Mißachtung und höhnten sie nicht selten mit hartem Wort. Nie aber hatte Irmentrut solch' kränkender Behandlung mit Zorn oder Bitterkeit begegnet, —

still und geduldig wie ein Engel des Himmels, hatte sie sich dann in das entfernteste Kämmerlein der väterlichen Burg zurückgezogen.

In ihrer Zelle fand sie im Umgange mit ihrem Gotte reichen Trost. Die Nellenburger Verwandten beteten mit ihr; — hier trat ihr Mitleid und Erbarmen entgegen; der Abt selbst bewunderte den hohen Muth und die Standhaftigkeit, mit welcher sie ihre schweren Leiden trug. So lebte sie manches Jahr in ihrer Klause, bis sie ein seliger Tod erlöste. Graf Eberhard von Nellenburg und seine Gemahlin Ida waren ihr schon vorangegangen; nach ihrem eignen Wunsche wurde sie zu ihnen in's große steinerne Grab vor dem Altar zu Aller-Heiligen gelegt. Bald zeigte sich denn auch, daß in der frommen, edlen Magd mehr als gewöhnliche menschliche Tugend gewohnt hatte, es geschahen Zeichen und Wunder an ihrem Grabe. Oft erblickten die Mönche, wenn sie zur Prime gingen, ein überirdisches Licht über dem Grabe, oder eine Lilie sproßte aus den Fugen des Grabsteins hervor. Schnell verbreitete sich der Ruf von Irmentruts Wundern durch's Schwabenland; Kranke und Krüppel strömten herbei und nicht wenigen ward Heilung im Kloster Aller-Heiligen zu Theil.

An den weltlich gesinnten Vettern aber, an den Brüdern und Basen, welche die heilige Irmentrut so schnöde behandelt hatten, erfüllte sich gar bald des

Himmels Rache. Da stürzte der Eine mit dem Pferde und stand nimmer wieder auf; der Andere fand seinen Tod auf einer unrechtmäßig angefangenen Fehde; den dritten erlegte ein heimtückisch aus dichtem Gebüsch abgesandter Bolzen. Bald trugen sie den letzten männlichen Sprossen der Linie Haigerloch zu Grabe, das Schloß über dem Städtchen zerfiel, bis später ein anderer Zweig der Zollern hier seinen Sitz aufschlug.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wußte man zu Aller-Heiligen noch das Grab der frommen Irmentrut aufzuzeigen, vielleicht, daß auch jetzt noch pietätsvoller Sinn die Stätte kennt, wo die heilige Magd von ihres Lebens schwerem Kampfe ausruht.

7. Die Hohenberger.

Während die Nachkommenschaft Wezels von Zollern in den Grafen von Haigerloch schon um 1100 erlosch, hatte unterdessen der Stamm des Grafen Burkart kräftig seine Sprossen getrieben. Wir wollen nicht mit den Details historisch-genealogischer Forschung ermüden, nur das Eine diene zur Orientirung, daß in Burkart II. das Geschlecht sich wiederum theilte; sein Sohn Burkart III. begründete die ältere Linie Hohenberg, welche sich nach einem zerstörten Bergschloß bei Rottenburg benannte; sein Sohn Friedrich die jüngere Linie, welche den alten Namen Zollern beibehielt. Auch die Wappen beider Zweige unterschieden sich von einander; die Hohenberger führten einen Schild, quergetheilt von Silber und Roth, während die Zollern das alte Zeichen treu bewahrten.

In den Kindern des Grafen Burchard V., den 1253 der Blitz erschlug, erreichten die Hohenberger ihren höchsten Glanz. Es war für Deutschland die trübeste Zeit, da kein König im Reiche war, aber die Grafen von Hohenberg umkränzten ihren Wappenschild mit immer neuen Ehren. Zu Graf Burchards Kindern gehörte die tugendreiche Gertrud, welche sich mit dem Grafen Rudolf von Habsburg vermählte und unter dem Namen Anna mit ihm den Königsstuhl bestieg. Noch zeigt uns ein prächtiger Grabstein im Baseler Münster ihre edelschönen, sanften Züge. Man sagte, die Königin sei an Gram gestorben, denn schwere Unfälle trafen ihr Haus. Ein liebes Söhnlein starb ihr 1276, wenige Wochen alt; — es ist auf dem Grabsteine mit abgebildet; — ein anderer Sohn Hartmann, Landgraf im Elsaß, ertrank 1280 bei Rheinau in den Fluthen des Rheins. Eine Tochter, Klementia, folgte einem Anjou nach den fernen, blühenden Gärten der Maine und Touraine, und diese Trennung soll der Sage nach der Mutter das Herz gebrochen haben.

Ein heller Ruhmesschimmer umstrahlt die Gestalt des Minnesängers Albrecht von Hohenberg, eines Bruders der Königin Anna. Ein kühner und herrlicher Ritter, zog er in Wanderlust, geschmückt mit manchem Ehrenkränzlein, auf den Burgen des Schwabenlandes umher, neue Ehren zu gewinnen in der edeln Dichtkunst oder im fröhlichen Tjoste und Turnei. Und

wenn er zu Hause weilte, im kühlen rottenburger Forste den Hirsch oder Bär stellend, — wenn nach dem langen Leide des Winters die Freude des Maien ihren fröhlichen Schein wieder auf Flur und Haide, über Burg und Stadt warf, wie herzlich tönte da sein Lied aus den Tiefen der Seele hervor, der theuren Gemahlin zu Ehren. Als Staatsmann trat Graf Albrecht kräftig für die Sache seines Verwandten, des Kaisers Albrecht I., gegen Adolf von Nassau ein, aber ehe noch der blutige Tag von Göllheim am Hasenbühel den ritterlichen Grafen Krone und Leben kostete, fand auch Graf Albrecht in demselben Jahre 1298 seinen Tod. Er war ausgeritten, um den Herzog Otto von Niederbayern, einen Parteigänger Adolfs, zu überfallen, sein Anschlag wurde indessen verrathen, und in dunkler Aprilnacht sprengte der Bayer selbst in das Lager des Hohenbergers und badete sich im Blute der Oesterreicher. Zu Oberndorf geschah's, in Graf Albrechts eigener Grafschaft. Als der Tod des Hohenbergers bekannt wurde, erhob sich Klage in allen deutschen Landen. Der Reimchronist Ottokar von Horneck fordert in tiefem Schmerze alle Welt auf, den edlen Grafen zu beklagen; den Hülfsbedürftigen ruft er zu:

„Klagt, elende Leute,
Die von Kummer oft befreite
Grafen Albrechts milde Hand,"

Denn unersetzlich ist der, der gefallen:

„Es wird im Schwabenland
Der nicht mehr geboren,
An dem würd' so viel verloren
Als an ihm, der da ist todt!"

Wie von seiner Schwester, so haben wir auch von dem Hohenberger eine bildliche Darstellung. Sie ist in dem berühmten Manessischen Kodex der Minnesänger enthalten. Der Graf sinkt im Kampfe von seinem schwer verwundeten Streitroß herab; — es ist der letzte Augenblick der Katastrophe von Oberndorf. Zur Seite erblicken wir eine Burg, weinende Frauen stehen auf ihren Zinnen, sie klagen den Tod des edeln Ritters und Sängers. Wir sehen also, welchen Nachhall das Ereigniß auch im Schweizerlande fand.

Von frommer Sage umzogen, zeigt sich ein anderer Hohenberger, ein Mönch Albrecht, welcher 1311 im Kloster Altaich starb; er wurde von der Kirche sogar unter ihre Heiligen aufgenommen. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aber ging es mit dem Glanze der Hohenberger schnell zu Ende. Der allmälige Untergang des Geschlechtes macht einen tragischen Eindruck: sie haben den Oesterreichern Alles geopfert, aber der berühmte „Dank von Haus Habsburg" wird auch ihnen zu Theil; die Erzherzoge nehmen ein Stück hohenberger Landes nach dem Andern in Pfandbesitz. Unkluge Theilungen beeinträchtigten die

Macht des Hauses mehr und mehr; endlich sah sich der Letzte des Stammes, Graf Siegmund, gezwungen, eine Rathsstelle am württembergischen Hofe anzunehmen. Nur eine Tochter überlebte ihn, als er 1486 starb; sie war an einen Schenken von Limpurg verheirathet, der Vater aber hinterließ ihr nichts, als nur den dürftigsten Hausrath.

Die Burg Hohenberg war schon zerfallen, ehe dem letzten Grafen Helm und Schild in die Gruft nachgeworfen wurde. Im Jahre 1449 tobte wieder ein Städtekrieg durch Schwaben. Die Rottweiler, immer ein kampflustig Völklein, nahmen den Hohenberg ein und brachen seine schon zerfallenden Mauern. Jetzt ist selbst die Ruine Hohenberg verschwunden, nur Kalkschutt und Mörtelstaub bedeckt das Haupt der Bergkuppe. Bei dem Landvolk unten im Thale ist jede Erinnerung an die alten Grafen erloschen; wir wissen nicht einmal, wo ihr Staub hingebettet worden ist. Hier im Westen und Norden vom Hohenzollern ist Haus Württemberg der Erbe zollernschen Besitzes geworden.

8. Hohenzollern, Hirschberg und Schalksburg.

Um die Zeit, als der letzte Hohenberger starb, strahlte bereits der Ruhmesglanz einer mehr als zweihundertjährigen Geschichte um den jüngeren Zweig des zollernschen Hauses. Licht heben sich die Gestalten der Zollern von dem dunklen Hintergrunde der Zeit ab. So ein Graf Friedrich I., dessen Rath Heinrich V. bewog, den Gebeinen des Kaisers Heinrich IV. endlich die geweihte Ruhestätte auf dem Königschore im Dom zu Speyer zu geben; so sein Sohn Friedrich II., der wie der Vater vermuthlich in den Kriegen des rheinfränkischen Kaiserhauses mit den Sachsen sein Blut vergossen hat; so seine Gemahlin Udilhild, die trotz ihrer Ehe wie eine Nonne im Kloster Zwiefalten lebte und gleich einer Heiligen

verehrt wurde. Sie stammte aus dem altberühmten Hause der Grafen von Urach, deren Blut in den Grafen von Fürstenberg heut noch fortlebt. Im Kloster Zwiefalten wurde noch lange nachher ein kostbarer seidener Teppich gezeigt, ein Geschenk Kaiser Heinrichs V. an die Gräfin, sowie ein Krucifix, welches sie von dem Abte zu Hirsau erhalten hatte; beides war von ihr dem Kloster verehrt worden. Bei dem Stifte gründete sie eine reich begabte Kapelle des h. Nikolaus; hier fanden ihre sterblichen Reste neben zwei andern frommen Frauen die Ruhestatt, denn auch Kunigundis, ihre Mutter, und Alberadis, ihre Schwester, einst Aebtissin zu Lindau, dann wie eine Nonne in klösterlicher Heiligkeit zu Zwiefalten lebend, lagen hier begraben. Wie viel fromme Frauen das Geschlecht aber auch zählte; — der männliche Stamm der Zollern schien gar bald erlöschen zu wollen. Schnell hinter einander starben die Söhne des Hauses dahin bis auf den einen Friedrich, der von seiner frommen Mutter Udilhild dem Kloster Zwiefalten verlobt worden war, wider die Neigung seines Herzens, denn der Jüngling hatte glänzendere Lebensziele im Auge. Deshalb wußte er auch die Verpflichtungen zu lösen, welche ihn zu mönchischer Unthätigkeit verdammten. Im Jahre 1170 treffen wir auf dem Wege, welcher von Göppingen auf den hohen Staufen hinaufführt, einen jugendlichen Reiter. Der Morgenschein umspielt die blühende

jugendliche Gestalt des Kriegers im Kettenpanzer. Darüber trägt er ein langes schneeweißes Gewand; seine Rechte hält eine Lanze mit flatterndem Wimpel in den Farben des Hauses Zollern; auf dem Helme erscheint der in ganz Schwaben wohlbekannte Brackenkopf. Ein paar Knechte begleiten den Reiter. Droben aber in der Halle der Staufenburg beugt der junge Ritter sein Knie vor dem größten der alten deutschen Kaiser; Friedrich der Zoller ist in den Dienst Friedrich des Rothbarts getreten. Das war ein entscheidender Augenblick in der Geschichte des Zollernhauses. Im kaiserlichen Dienst gewann Friedrich die Burggrafschaft Nürnberg, in unwandelbarer Treue gegen das Reichsoberhaupt erwarben seine Nachkommen Ehren über Ehren, bis ihnen endlich auf dem Markte zu Konstanz die Fahne des Markgrafthums Brandenburg in die Hand gegeben wurde. Von den Söhnen Friedrichs III., des ersten zollernschen Burggrafen von Nürnberg, stammen die beiden noch jetzt blühenden Linien, die ältere oder fränkische und die jüngere oder schwäbische ab. Wir wenden uns zunächst den schwäbischen Zollern zu, um dann ungetheilt unsere Aufmerksamkeit auf den Hauptstamm des Hauses zu richten.

Das Ländchen Hohenzollern ist mit sagenhaften Erinnerungen an die alten zollernschen Grafen reichlich erfüllt; — ehe wir aber ihre Gestalten selbst im Spiegel der Sage betrachten, wollen wir hören, was der Volks-

mund von ihren alten Wohnsitzen, dem Zollern, dem Hirschberg und der Schalksburg, erzählt.

Die Burg Hohenzollern selbst ist nicht reich an Sagen. Wo so schönes Leben jugendfrisch aus den Ruinen aufgeblüht ist, da vermag auch der dämmernde Schatten märchenhafter Ueberlieferung nicht mehr lange zu verweilen. Nicht Kobolde noch Geister friedloser Seelen beunruhigen mehr die stattliche Wachtmannschaft der hochragenden Burg. Auch die weiße Frau läßt sich hier nicht mehr sehen. Als aber noch die alte Burg in Trümmern lag, erschien oft in den Abendstunden eine weiße Frau in langem, wallenden Gewande, ein Schlüsselbund in der Hand. Sie trat gewöhnlich aus dem alten Burgthor heraus, schritt dann den steilen Pfad zu dem am Fuße der Burg befindlichen Walde herab und blieb dicht vor einer versteckten Felswand stehen, an welche sie dreimal klopfte. Darauf öffnete sich der Stein, eine weite Halle that sich auf, und große Haufen Goldes und Silbers erglänzten im Lampenscheine in düsterer Pracht. Nicht selten wagte es ein Hirt oder Jägerbursche aus der Umgegend, dem Fräulein von Hohenzollern nachzuschleichen; — aber sie waren froh, wenn sie das Freie wieder erreicht hatten. Denn auf den blinkenden Schätzen kauerte ein schwarzer Hund, der mit Augen, gleich feurigen Rädern, und zähnefletschend auf den Vorwitzigen eindrang, sobald derselbe sich anschickte, die Schätze zu

berühren. So sind sie nicht gehoben bis auf den heutigen Tag. Wie aber die Sage zu deuten ist, werden wir unten, bei der „weißen Frau" im Schlosse zu Berlin, erfahren.

Oestlich von dem württembergischen Städtchen Balingen, welches einst von dem Grafen zu Hohenzollern 1266 mit Stadtrecht beliehen worden war, erhebt sich ein bewaldeter Bergrücken mit lohnender Aussicht, es ist der Hirschberg, nach der Sage auch einst Sitz des Hauses Hohenzollern. Noch haben wir von dieser Burg eine anziehende Sage, welche von Wilhelm Hauff in seinen „Märchen" dichterisch überarbeitet worden ist.

Vor vielen, vielen Jahren, heißt es, standen auf dem Zollern, dem Hirschberg und der sogleich zu erwähnenden Schalksburg drei veste Häuser, auf denen drei Brüder hausten. Der reichste und mächtigste von ihnen aber war der kinderlose Hirschberger; ihm gehörte auch die Stadt Balingen, — deshalb so genannt, weil der Müller, der sie mit den Trümmern eines gebrochenen Raubschlosses erbaut hatte, stets sich selber mit den Worten angefeuert hatte: „Bald wirds gelingen!" Bei einigen Jahren nun hieß es, der Hirschberger sei in tödtliche Krankheit gefallen. Deß freuten sich die unnatürlichen Brüder, welche des Hirschbergers Schätze gern unter sich getheilt hätten, und konnten's kaum erwarten, daß ihr Bruder das Zeitliche segnete. Eines

Tages wurde ihnen die Nachricht gebracht, er sei endlich verschieden. Da jubelten sie laut und ließen die Böller von ihren Burgen herab Freudenschüsse thun. In Wahrheit aber war der Hirschberger nicht gestorben, und als die Brüder ihre Freude über sein vermeintliches Hinscheiden in so unziemlicher Weise bezeugten, überfiel ihn in seinem Seelenschmerze ein so kräftiger Schweiß, daß er sogar gesundete. Nicht lange dauerte es, dann kamen die Ritter von Zollern und von der Schalksburg an; — sie bezwangen sich, als sie den Bruder, in weiche Pelze gehüllt, außerhalb des Bettes antrafen, und wünschten mit erheuchelter Freundlichkeit ihm Glück zu seiner Genesung. Bei dem Ritter vom Hirschberge aber stand es nun fest, was er vor seinem Ende zu thun habe. Er verschrieb, so erzählt die Sage, seine ganze Herrschaft dem Hause Württemberg um einen „elenden Hirschgulden"; — nicht eine Burg, nicht ein Dorf, nicht ein Morgen Landes sollte den bösen Brüdern bleiben, ja auch keine Kaufsumme sollte für den Fall seines Todes ihren gierigen Händen zur Theilung überbleiben. Die beiden Brüder aber thaten nun in Hoffnung des ihnen sicher zufallenden Erbes dem Bruder freundlich, bis er wirklich starb. Da wehklagten sie mit dem Munde, aber ihr Herz war voller Jubel. Als sie jedoch auf dem Hirschberg eintrafen, waren bereits die württembergischen Amtleute und Vögte in der Burg; lachend zeigten sie den Brüdern

die Kaufurkunde, mit des Bruders Handschrift und Siegel versehen, und händigten ihnen den Kaufschilling, einen elenden Gulden, auf dem der Hirsch, das Wappenthier Württembergs, geprägt war, ein. Fluchend und tobend ritten die Beiden den Berg hinunter.

„Bruder, was gilt's?" rief endlich der vom Zollern. „Sollen wir ihn vertrinken oder verspielen?"

„Vertrinken ist besser!" rief der Schalksburger. „Da gewinnen wir beide!"

So ritten sie nach der Stadt Balingen hinunter und setzten sich unter die kühlenden Lindenschatten vorm Wirthshaus zum Lamm, zechten „adlig", bis daß der Gulden vertrunken war, und warfen ihn dann, die langen Bärte drehend und mit dem Raufdegen klirrend, dem Wirthe zu.

„Gnädige Herren", rief der aber, als sie sich auf die Rosse schwingen wollten, „nehmt nichts für ungut. Heut' morgen hat man's im Städtlein ausgetrommelt, daß seine Gnaden, der Württemberger, die Hirschgulden abgeschafft hat; sie gelten nicht mehr!"

Die Ritter suchten in den Taschen; sie fanden nichts, denn in Erwartung des reichen Erbes hatten sie kein Geld zu sich gesteckt. So hatten sie denn von ihrer ganzen Erbschaft den „elenden Hirschgulden" und mußten dem Wirth noch einen Gulden schuldig bleiben. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß wir in der ganzen Sage nur eine Gestaltung des Volkshumors zu

sehen haben, wie er überall in alten Ueberlieferungen zu Tage tritt.

Nicht fern von Balingen liegen auch die Trümmer der Schalksburg. Auf dem hohen Felsen ist es nicht geheuer, auch dort läßt sich eine weiße Jungfrau sehen, von welcher außerordentlich schöne Sagen noch heut erzählt werden.

Einst ging eine arme Frau im Spätherbst mit ihrem kleinen Sohne auf den Burgberg, um dürres Holz zu sammeln. Emsig in ihre Arbeit vertieft, hatte sie es nicht Acht, daß ihr Kindlein sich von ihr verloren hatte. Sie rief ihm, aber vergebens verklang ihre Stimme; erst nach einem Stündlein erschien der Knabe wieder und erzählte, er habe aus der verfallenen Schloßpforte ein wunderschönes Fräulein treten sehen, dasselbe habe ihn auf den Arm genommen, habe ihm einen Kranz von frischem Moose aufgesetzt und dann eine köstliche Rose gegeben. Dieselbe war von blendendem Glanze und duftete außerordentlich stark. Als aber der dritte Tag gekommen war, welkte die herrliche Blume in dem engen Wasserkrüglein, und mit ihr starb auch das Kindlein dahin. Die arme Mutter begrub ihren Liebling mit der vergilbten weißen Rose auf der Brust im einsamen Walde, und als der Winter vergangen war und der Frühling wieder kam, da sproßte aus dem Grabe ein weißer Rosenstrauch hervor.

Zur mythologischen Deutung der Sage bemerken wir, daß grade unter den Vorboten des Todes die Rose am häufigsten erscheint. Rose heißt nach altdeutschem Sprachgebrauch das Schwert selbst, das tödtliche Wunden schlägt, und die Wunde, welche das stehende rothe Blut einer düsterrothen Rose ähnlich macht. Wo in einer Kirche, einer Abtei auf dem eichenholzgeschnitzten Sitze eines Domherrn oder Mönchs die Rose geheimnißvoll erscheint, da bedeutet sie Tod, baldigen Tod. In der Jungfrau auf der Schalksburg haben wir also eine jener altgermanischen Erdgöttinnen zu suchen, welche, gleich dem mütterlichen Boden, goldene Schätze verleihen, aber auch alles Leben dereinst in sich zurückfordern.

Aber noch andere Sagen gehen von der Schalksburg. Zwei von den Gräfinnen, die einst hier gewohnt haben, waren um ihrer Sünden willen von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen worden. Als einst junge Burschen ganz in der Morgenfrühe auf die Schalksburg hinaufstiegen, — die Schleier der Dämmerung waren von den Thälern noch nicht gewichen, — da erblickten sie wunderliebliche Jungfrauen, weiße Schleier in den Haaren, um die zerbröckelnden Zinnen der alten Burg schweben. Die Jünglinge waren beherzt und fragten die Geister, was ihnen ihre Ruhe nähme. Die Jungfrauen antworteten, sie seien um ihrer Sünden willen hierher gebannt und müßten die Schätze der

Schalksburg hüten. Aber der Erlösung wären sie fähig: wenn die Jünglinge den Ahornbaum im Thale, der mitten unter den hohen Tannen stehe, fällen und aus seinen Brettern eine Wiege zimmern wollten, in welche ein neugeborenes Kindlein hinein gelegt werden müsse, dann würden sie erlöst werden. Nach diesen Worten verschwanden sie; die Burschen aber eilten zu dem Walde herab, fanden gar bald den Baum, und ließen aus seinem Stamm eine Wiege fertigen. Beim Abenddämmern, in geweihter Nacht, legten sie ein neugeborenes Kind hinein. Da flammten auf einmal die Zinnen der Schalksburg auf; bestrahlt von rosigem Glanze, wie Feuergarben sprühte es gen Himmel, und zwei lichte Jungfrauengestalten zogen langsam von den Burgtrümmern dem dunkleren Firmamente zu.

Eine Sage, die sich wohl in tausendfacher Wiederholung in Deutschland findet! Dem milden Sinne des Germanen war der friedensvolle Glaube an eine Wiederherstellung aller Dinge ein Bedürfniß; auch die Geister, die sich einst selbst im Erdenleben des ewigen Heils beraubt haben, gelten ihm für erlösungsfähig; nur muß nach alter Wehrgeldstheorie das Opfer ein gleich werthiges sein, d. h. es muß selbst innere Reinheit haben und darf nur von reinen Händen dargebracht werden. Traulich nahen sich die Verdammten und Gebannten den irdischen Menschen; sie wissen es, daß doch irgend einmal ein Herz sich für sie erwärmt.

Kaum aber dürfte irgend solche Erlösungssage deutscher Mythologie poetischer gefaßt sein, als die von der Schalksburg.

Wir haben die Lokalsagen dreier Sitze des Zollernhauses betrachtet. Für die historische Forschung ist nichts aus ihnen zu gewinnen; — es schmiegt sich nur alte Sage — Gedanken an die heidnische Vorzeit — gleich einem Epheugehänge über die letzten Reste zerfallener Burgen. Sehen wir aber jetzt, was uns die vielgewandte Ueberlieferung mit ihrem Zauberstabe enthüllt von den Geschichten der Männer, die einst auf den königlichen Sitzen dieser drei Burgen geweilt haben.

9. Die Gründung von Kloster Stetten.

Im sogenannten Gnadenthale, unweit der Burg Hohenzollern, stand ehemals das Nonnenkloster Stetten, welches jetzt eingegangen ist und zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt wird. Ueber den Ursprung des Stiftes erzählt man sich im zollernschen Ländchen zwei gleich seltsame und unerklärliche Sagen.

Zur Zeit, als der junge König Konrad, der Letzling des staufischen Geschlechtes auszog, sein verlorenes Erbgut in Italien zu gewinnen, lebte nach der Ueberlieferung auf dem Zollern ein wilder Graf, ganz ein Kind seiner Zeit, beutelüstern und raubgierig, wegen seiner Grausamkeit gefürchtet ringsum. Der ritt einstmals zu Hof nach Dillingen, der späteren Residenz der augsburger Bischöfe, auf welcher damals noch ein ihm befreundetes Grafengeschlecht wohnte. Hier

lernte der wilde Zoller eine Dame kennen, der es gelang, durch ihren Liebreiz, ihre Sanftmuth, ihre Frömmigkeit sein Herz auf andere Bahnen zu lenken.

Nach wenigen Jahren sehen wir einen Pilger von hoher Gestalt und kriegerischen Zügen mit einer Frau von wunderbarer Schönheit vor den Altarstufen St. Johanns im Lateran zu Rom knieen; — vor den Beiden steht in der vollen Pracht seines bischöflichen Amtes der heilige Vater, um dem Grafen von Zollern die Beichte abzuhören. Als der Ritter demüthig all' seine Sünden hergezählt hat, so viele ihrer noch in seinem Gedächtniß lebten, da spricht der Statthalter Petri zu ihm die ernsten Worte:

„Mein Sohn, schwer ist deine Schuld und schwerer fast, als daß sie auf Erden gesühnt werden könne. Doch eine Gerechte bittet für dich, deine Gemahlin, und der Gerechten Gebet vermag viel vor dem Herrn. So höre denn meinen Rath! Einen Todtenschädel benutze täglich als deinen Becher, daß du dich der Greuelthaten erinnerst, die von dir vollbracht sind, oder laß', wenn du dich labest an Speise und Wein, eine Schlange, das Sinnbild deiner Sünde, auf der Tafel umherkriechen!"

Schaudernd beugt der Graf sein Haupt. „Ein Mittel noch giebt es", spricht der Pontifex, „wenn dein Geist sich gegen solche Arzenei sträubt; — stifte ein Kloster und gieb von deinem Eigen, so viel du kannst."

Im nächsten Frühjahr, als das Paar zurückgekehrt war, erhob sich in einem Thale unter dem Zollern ein reges Treiben; — gewaltige Stämme wurden von den Bergen herabgeschafft und zu Bauholz zugerichtet; Felsblöcke wurden von den nahen Bergeskuppen abgebrochen und drunten von tüchtigen Steinmetzen behauen. Schon war der Grund gelegt, aber o Wunder! — als die Bauleute die Mauern aufführen wollten, sahen sie jedesmal auf geheimnißvolle Weise das am nächsten Morgen zerstört, was sie am Tage vorher geschafft hatten; ja das Bauholz war von der beabsichtigten Stätte des Klosters weit nach einem kleinen Kirchlein im Thale entführt. Dort stand auf dem Altar ein Bild des heiligen Johannes, und dicht daneben, in einer uralten Linde, welche schützend ihre Zweige über das Dach der Kapelle breitete, sah man die Mutter Gottes auf einem Holztäfelchen gemalt, — fast verwischt schon und wenig geehrt. Graf und Gräfin konnten in dem beständig sich wiederholenden Wunder nichts Anderes als den Willen Gottes erkennen, daß hier das Kirchlein stehen sollte, das sie zu Rom gelobt hatten, und so entstand der Sage nach Kloster Stetten, vor dessen Hochaltar die fromme Gräfin auch begraben liegt. Als der Gemahl gestorben war, dessen Seele sie errettet hatte, da weihte sie sich selbst dem frommbeschaulichen Leben in des Klosters Mauern. —

Auch hier haben wir eine Variante vieler deutschen Klostersagen. Entweder sind es die Thiere, welche, eine Glocke, ein wunderthätiges Bild oder sonst ein Heiligthum ziehend, plötzlich still stehen und durch keine Macht zu weiterer Fahrt angetrieben werden können, oder wunderbare Entführungen des Baumaterials, wodurch die Stätte der neuen Stiftung bestimmt wird. Sehr eigenthümlich aber und von höchstem Alterthum ist eine zweite Sage, welche sich auf Kloster Stetten und seine Stifter bezieht. Wir lassen sie ganz in ihrer alten Fassung folgen.

Auf dem Zollern lebte einst ein Graf Friedrich mit seiner Gemahlin Adelheid. Welchen Geschlechts dieselbe gewesen, ist bei der Länge der Zeiten vergessen worden. Nachdem nun der Graf von seiner Gemahlin einige Kinder erhalten hatte, that er sie aus an fremde Höfe zu edelen Fürsten, daß sie von ihnen erzogen würden; er selbst aber hatte sich vorgenommen, der Heiden Länder zu besehen. So schied er denn von Hause, übertrug seiner Gemahlin die Sorge für Land und Leute, und nur von wenigen Dienern begleitet, fuhr er über Meer. Dort aber wurden ihm gar bald die Begleiter durch den Tod von der Seite genommen; er selbst ward, hülflos und allein, so elend, daß er an seiner Rückkunft schier verzweifelte. Da er nun nicht wußte, wo hinaus, hat ihn oft ein Gespenst versucht; der allmächtige Gott aber gab ihm solche Kraft, daß

er den Anfechtungen des Teufels widerstehen konnte. Endlich brachte ihm der unheimliche Geist, der nichts Anderes war als der Teufel selbst, ein Roß, auf welchem er die ganze Welt mit höchster Schnelligkeit würde durchreisen können, ohne Noth und Fährde; nur müsse das Roß stets gegen Niedergang der Sonne abgezäumt werden. Da der Geist dem Grafen die Versicherung gab, er könne sich des Rosses ohne Schaden seiner Seele bedienen, so war's dieser zufrieden und durchreisete mit dem wunderbaren Thiere fast alle Lande, bis endlich die Sehnsucht nach Weib und Kind wieder in ihm erwachte.

Indessen hatte die Gräfin das Land sorgsam regiert, die Junker waren zu mannlichen Grafen, die Fräulein zu züchtigen Ehefrauen geworden. Endlich kam Botschaft von dem todtgeglaubten Friedrich, er käme wieder zu Lande. Da freute sich Frau Adelheid auf's Herzlichste und zog mit den Ihren den Berg hinab, um den Eheherrn auf's Zärtlichste zu empfangen.

In der Freude des Wiedersehens bekümmerte sich der Graf eben nicht sehr um sein Roß; — da traten plötzlich die Knechte zu ihm und sagten ihm, dasselbe sei vor ihren Augen verschwunden. Der Graf merkte nun wohl, daß die Knechte es versehen hatten, das Roß gegen Abend abzusatteln; der Verlust aber ließ sich nun einmal nicht mehr ersetzen, und der Graf ergab sich darin. Wenige Stunden hernach, noch an

demselben Tage, kamen drei weißgekleidete Jungfrauen an das Thor der Zollernburg und begehrten Einlaß, um den Grafen allein zu sprechen. Gern willfahrte der Zoller ihrer Bitte. Da haben sie sich vor ihm geneigt und die eine unter ihnen hat gesagt: „Herr, wir sind Geister, die Jahre lang in der Gewalt des Erzfeindes geschmachtet haben; in Rosses Gestalt haben wir dich durch die Lande tragen müssen. Jetzt sind wir erlöst. Hättest du geflucht, als dir dein Roß verschwand, so wär's um dein und unser Seelenheil geschehen gewesen. Nun aber wollen wir in Ewigkeit für dich und dein Haus beten."

Hierauf verschwanden die Jungfrauen, Graf Friedrich aber kam zu hohem Alter, bis er 1289 starb. Bereits 1259 hatte er die Kapelle des h. Johannes des Täufers im Thale zu dem Nonnenkloster Stetten verwandelt; hier liegt er mit seiner Gemahlin Adelheid auch begraben. —

Dieser Zollernsage liegt ein uralter Wuotansmythus zu Grunde. Der höchste Gott der Deutschen verleiht oft seinen Günstlingen seinen Mantel und sein Roß, um sie mit Windesschnelligkeit in die Heimath zurückzuführen. Die älteste der hierher gehörigen Sagen ist die von dem nordischen Helden Hadding. Nachdem er in einer Schlacht unterlegen war, naht sich ihm das Verderben; er flieht, aber seine Füße wollen ihn nicht mehr tragen. Da begegnet ihm ein Wanderer, faßt

ihn in seinen Mantel und trägt ihn durch die Luft nach Hause; mit Entsetzen gewahrt Hadding durch ein Loch des Mantels, wie er über den Wolken dahinfährt. Später ward der Mythus auf Karl den Großen übertragen. Er weilte im fernen Ungarland, in langwierige Kriege mit den Heiden verwickelt; in der Heimath hielt man ihn schon für todt und seine Gemahlin wollte zu einer zweiten Ehe schreiten. Da brachte ihm ein Engel die böse Kunde und verschaffte ihm ein Roß, das ihn in drei Tagen nach der Heimath trug. Auch von Heinrich dem Löwen wird das Gleiche erzählt; ein treuer Diener, Thedel von Walmoden, benachrichtete ihn vermittelst eines wunderbar schnellen Rosses, daß seine Gattin daheim einen zweiten Ehebund schließen wollte; auf dem Rosse kehrte der Herzog mit Windeseile heim. Der edle Möringer wurde nach dem Volksliede in einer Nacht von St. Thomas fernem Lande vor die väterliche Burg an die Donau versetzt, damit der junge Ritter von Neufen nicht sein Weib heirathen sollte. Im Wartburgliede schafft der Zauberer Klinsor den Ritter Heinrich von Ofterdingen in einer Nacht nach Thüringen, weil Ehre und Leben auf dem Spiele steht. Auch auf Richard Löwenherz von England wird die Wunderkraft übertragen, in einem Augenblicke weite Länder zu durcheilen; so fand er einst in der Kapelle der h. Katharina auf dem Sinai einen englischen Ritter, dessen Weib in drei Tagen Hochzeit machen wollte; —

er brachte ihn zu rechter Zeit und Stunde heim. Am bekanntesten ist es, wie Faust mit seinem Zaubermantel Ort und Zeit überwindet.

In dem Teufel der Zollernsage erkennen wir also Wuotan. Warum aber giebt er dem Grafen sein Wolkenroß? Hier ist in der Sage ein verdunkelter Zug. Wuotan ist Schützer der Ehe; er will ihre Heiligkeit wahren; deshalb leiht er seinen Günstlingen Roß und Mantel. Vielleicht hat es in älterer Sage auch geheißen, daß die Gräfin von Zollern nach langem Zögern gleich der Penelope sich doch gezwungen sah, zu einer zweiten Ehe zu schreiten. So klingt auch vieltönig durch die deutsche Sage der Nachhall eines Mythus, den wir als Stammeseigenthum der Indogermanen betrachten müssen, — ein Nachhall von der Odyssee!

10. Die Heiligenkreuz-Linde am Hohenzollern.

Oft veranstalteten die Grafen von Hohenzollern ihren Vasallen frohe Feste auf der Burg oder im grünen Walde an ihrem Fuße, namentlich wenn des Maien Wonne und Freude in's Land gekommen war. So rüstete auch ein Graf Friedrich, — man weiß nicht mehr, welcher, — ein großes Armbrustschießen zu und lud dazu die Ritter von fern und nah, — aus Franken, Schwaben und dem Bayerlande. Er hatte auskündigen lassen, diesmal werde der Siegespreis seine schöne Tochter Adelheid sein; sie sollte dem Ritter, welcher den Preis davontragen werde, ihre Hand reichen. Was Wunder, daß da schon am Vorabend des Festes die alte Zollernburg voller Gäste war und ein lebendiges, farben-

frisches Treiben sich auf dem Schlosse entfaltete; all' die Herren schwelgten in Freude und Hoffnung.

Ein Hofjunker des Grafen aber — die Einen nennen ihn Berthold von Mildenstein, die Anderen Wilhelm von Hohenberg, — nahm an der allgemeinen Lust keinen Antheil; er liebte die junge Gräfin, durfte sich aber keine Hoffnung machen, sie zu erringen, denn er verstand es besser, mit der Harfe als mit dem Schwerte und der Armbrust umzugehen. So ging er denn am Vorabend des Festes in trübem Sinnen in den dunklen Wald, dessen feierliche Schönheit damals durch die Hand der Menschen noch nicht berührt worden war. Mit Willen suchte er die wildesten Stellen des Forstes aus, in welche kein Strahl der untergehenden Sonne mehr hineinfiel. Da bemerkte er plötzlich in der dämmernden Waldwildniß einen Mann in rothem Mantel vor sich stehen. Mitleidig fragte derselbe den Junker, weßhalb er so bekümmert sei; den Jüngling aber hatte ein geheimes Grauen vor dem Fremden erfaßt, — er antwortete ausweichend. Doch der Unbekannte ließ sich nicht abweisen; er zeigte dem Mildensteiner, daß er mit der Ursache seines Kummers wohlbekannt war. „Ich kann dir helfen"; schloß er endlich, „nimm nur einen Pfeil und schieß' dreimal nach dem Gekreuzigten in der großen Linde dort am Fuße des Hohenzollern, bewahre dann den Pfeil und du wirst mit ihm stets das fernste Ziel

treffen.“ Der Junker wies den höllischen Versucher mit ernstem Worte zurück, der aber lachte und war verschwunden.

Um Mitternacht stand der Jüngling mit der Armbrust vor dem hell vom Mondschein beleuchteten Krucifix in der großen Linde; — die Aussicht auf den Gewinn der Geliebten hatte endlich jedes Bedenken in seiner Seele besiegt. Ein leises Rauschen ging durch die Blätter, als wollte es ihn abmahnen von der grausigen That. Er hob die Armbrust. Da trat aus dem Gebüsch ein graues Männlein hervor, fiel ihm in den Arm und hieß ihn einhalten in seinem Frevel. „Um deiner Seelen Heil; nimm mich lieber zur Zielscheibe!“ beschwor er den Unglücklichen. „Bei Gottes Tode, nein!“ rief der Junker; sein Fuß stieß das Männlein zur Seite, der Bogen erklang, der Pfeil schwirrte und saß im Haupte des Erlösers. Der zweite Schuß traf die Füße, der dritte die Seitenwunden des Gekreuzigten. Jetzt wollte der Junker den Pfeil herausziehen, — da träufelte warmes Blut auf seine Hand, — mit seinem schmerzlichsten Blicke schaute ihn der Heiland an. Er wollte fliehen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst. Plötzlich öffnete sich die Erde; hervor aus dem fürchterlichen Schlunde stieg der Rothmantel und zog den Junker hohnlachend mit sich hinab.

Am Morgen fand man des Junkers Armbrust vor dem Christusbilde, das aus der Seitenwunde unter

dem Pfeile noch immer Blut schwitzte. Der Junker blieb verschwunden, und das frohe Fest auf dem Zollern war vergällt. Auf Befehl des Grafen kamen dann die Nonnen aus dem Kloster Gnadenthal und holten das Bild in ihre Kirche. Die Gräfin Adelheid, um derentwillen der Frevel begangen worden war, litt es nicht mehr in der lauten, fröhlichen Welt; sie nahm den Schleier und betete hinfort für das Seelenheil des Mannes, der so grause That für sie begangen hatte. Später ließ Graf Friedrich der Oettinger im Thale, wo die Linde stand, ein Kirchlein bauen; das ist die heilige Kreuz-Kapelle, die noch heute steht, umgeben von dem ummauerten, lindenbeschatteten Friedhof.

Wir haben der düstern Legende, welche überdieß ein ziemlich modernes Gewand trägt, nichts hinzuzufügen; sie ist eine Variation der vielen Freischützsagen, welche durch Deutschland zerstreut sind; nur daß hier dem Mildensteiner oder Hohenberger der rettende Engel fehlt. Von dem Oettinger aber, dem Erbauer der Kreuz-Kapelle, werden wir sogleich weiter hören.

11. Graf Friedrich von Zollern, der Oettinger.

Schon oben, bei dem Besuche auf der Burg Zollern, haben wir gesehen, welch' kläglich Schicksal dieselbe zu Anfang des 15. Jahrhunderts erlitt.

Damals hielt Graf Friedrich VII. auf ihr Hof, zubenannt der Oettinger, weil er auf dem Schlosse der Grafen zu Oettingen erzogen war. Das deutsche Land befand sich damals in schmählichster Verfassung; es schien, als ob die theuren Dinge: Ehre, Vaterland, Einigkeit, Uneigennützigkeit dem Geiste der Deutschen ganz entfremdet worden wären. Wo war der Kaiser? Der hatte zu thun genug mit seinen hochherzigen und doch so eitlen Plänen zur Verbesserung der Kirche! Siegmund war kein schlechter Mann und Ritter, aber

ein Verständniß der nächsten Pflichten, welche ihm oblagen, brachte er nicht mit auf den Thron. Wo die Fürsten? Bei lärmenden Zechgelagen, bei Sauhetzen und rohem Turnei konnte man sie wohl finden; ein Bewußtsein aber, daß die Sorge für Land und Volk ihnen obläge, hatte sich nur in wenigen Häusern erhalten. Wo war deutsche Zucht und Sitte geblieben, die einst Herr Walter von der Vogelweide als die edelste auf Erden gerühmt hatte? Wie eine dunkle Kunde tönte es manchmal zu dem Ohre der Menschen, daß es früher besser gewesen, als noch der Geistliche sich seines heiligen Berufes, der Ritter seines Schwertamtes, das Weib sich edler Zucht und Maße, der Mann sich der Treue und der Arbeit unterzogen habe. Es ist furchtbar ergreifend, aus den alten Geschichten unseres Volkes zu sehen, wie damals Deutschland sich selbst zerfleischte und wie der Eigennutz und der Eigenwille der Unterthanen sowie die Unfähigkeit der Herrscher schon so früh jene Katastrophen herauf beschwor, die sich im 17. Jahrhundert so furchtbar über uns entluden.

Solche Zeiten bringen eigenthümliche Charaktere zur Reife, Männer voller Willenskraft und Trotz, voll Unternehmungsgeist und Beharrlichkeit, bei denen wir nur bedauern können, daß ihnen grade das fehlt, was das Wirken des Mannes adelt, — die Ueberzeugung von einer sittlichen Nothwendigkeit ihrer rastlosen Arbeit. Zu diesen Charakteren gehören die thatenlustigen württem-

berger Grafen dieser Zeit, um deren einen die schwäbische Poesie einen sehr unverdienten Ruhmeskranz gewunden hat, — gehört auch Graf Friedrich von Zollern, der Oettinger.

Im Jahre 1419 starb Eberhard IV. von Württemberg, plötzlich von einer Seuche dahingerafft, welche von der Stadt Konstanz, dem mit Menschen überfüllten Sitze des Konzils, im verflossenen Jahre ausgegangen war. An seinem Sarge trauerten die Wittwe, Henriette, geborene Gräfin von Mömpelgardt, welche dereinst diese schöne lotharingische Herrschaft dem Hause Württemberg zugebracht hatte, zwei Söhne und ein treuer Freund, Graf Friedrich der Oettinger, der des Württembergers Rath gewesen. Als das Todtenamt für Eberhard in der Stiftskirche zu Tübingen beendet war, wollte der Hohenzoller sich wohlgemuth wieder zu Pferd setzen, denn in Württemberg hatte er nichts mehr zu suchen, da der Verstorbene der Gräfin Henriette die Vormundschaft für die beiden Gräflein übertragen hatte. „'Nem schwachem Weibe will ich nicht dienen!" meinte der Oettinger und setzte den Fuß in den Steigbügel des mit langen, schwarzen Decken behangenen Pferdes. Da erschien der Kämmerling der gnädigen Gräfin und sagte ihm im Auftrage seiner Frau, daß er sogleich erscheinen müsse, um deren genehmen Befehle zu erhalten. Ein wahrer, tapferer Mann ist nicht leicht unhöflich gegen die Frauen;

Graf Friedrich aber konnte die Württembergerin, eine halbe Welsche, um ihres Hochmuths willen nicht recht leiden, und so erwiderte er kurz: „Glaubt etwa die stolze Frau, daß ich, gegen den sie so oft bei Lebzeiten ihres Eheherrn seliger Ränke angesponnen hat, mir jetzt von ihr Befehle geben lassen werde? Ich fürchte mich vor keinem Weibe, das sagt nur der Gräfin; — verschlingen wird sie mich ja wohl nicht!“

Die Trompeter mit den schwarz-weißen Fähnlein an den Zinken stießen in's Horn und stolz und wehrhaft ritt des Grafen Zug aus den engen Straßen dem Hohenzollern zu. Nicht lange dauerte es, so erschienen Reichsstädter, die von Ulm und Rottweil, vor dem Burgthor; — sie wollten dem Grafen absagen, der schon seit langer Zeit einen Span mit ihnen hatte; — der Zoller aber lachte, strich sich den Bart und meinte: „Mit den Ellenrittern und Käsekrämern werd' ich wohl bald fertig werden!“ So geschah's auch. Nach wenigen Tagen wehten die Fahnen von Ulm und Rottweil unter dem Zollern; — die Besatzung aber jagte die Städtischen mit blutigen Köpfen wieder heim. Der Zoller hatte manchen reichen „Pfefferſack“ von Ulm gefangen, hieß aber die städtischen Herren all' Abend beim Becher mit ihm lustig sein und vertrieb gutmüthig mit nicht grade feinen Scherzen ihnen die lange Weile der Gefangenschaft.

So saßen sie auch einst beim Weine, der Graf, seine Diener und Mannen und die hochweisen Herren von Ulm, da blies der Thürmer sein Liedlein, daß fremde Gäste nahten. Bald darauf trat ein Diener der Württembergerin in die Halle, den schweren Heroldsrock gestickt mit den Hörnern von Württemberg und den Fischen von Mömpelgardt. „Was bringst du uns, Kammerzöflein?“ sprach spottend der Oettinger. „Herr, hab' ich frei Geleit,“ fragte der Bote, „daß ich reden kann wie ich soll?“ — „Meinethalben!“ rief der Graf. „So höre, Graf Friedrich von Zollern, die kurze Botschaft meiner Frauen,“ fuhr der Herold fort. „Ich, Henriette, Gräfin zu Württemberg und Mömpelgardt kündige dir, Friedrich, Grafen zu Zollern, so man den Oettinger heißet, Fehde an auf Leben und Tod. Und weil ich gehört, daß du meiner als einer schwachen Frau offen zu Stuttgart auf dem Markte gespottet, was wider edle Sitte und christlichen Glauben ist, sintemalen ich eine arme Wittib bin, so will ich nicht ruhen, bis ich dich, deine Veste, dein Gut, dein Leben verschlungen habe.“

Dem Grafen schien nicht recht behaglich zu sein, allein er bezwang sich und suchte zu lachen. Der Haushofmeister raunte ihm ehrerbietig etwas zu: „Gnädiger Herr, — die weiße Unholdin ist gestern gesehen worden!“ — „Laßt mich!“ rief ärgerlich der Zoller, dann aber füllte er einen großen silbernen Becher mit

Rheinwein und rief dem Württemberger zu: „Hans von Neufen, der Weg ist steil zum Hohenzollern, — trink zur Stärkung den guten Wein und sag' deinen Kumpanen, hier sei mehr zu holen, doch müßten sie gesunde Kinnladen und undurchlöcherte Gurgeln mit hinaufbringen. Deine Herrin aber, die, — — doch nichts für ungut, — sie ist eine Frau!"

Der Bote ging, — aber der Wein wollte den Abend dem Oettinger nicht mehr recht munden.

Bereits in der nächsten Morgenfrühe standen die württemberger Söldner vor der Burg. Der Graf machte ein bedenklich Gesicht, er hatte nicht geglaubt, daß die Drohung so schnell ausgeführt werden würde, und war daher auf die Belagerung noch nicht vorbereitet. Jetzt war es fast unmöglich, sich mit größeren Vorräthen an Lebensmitteln zu versehen. Bald darauf kam ein zweiter Reiterzug die Vorhügel der Alb herunter; — es waren die von Ulm, welche jahrelange Unbill an dem Grafen zu rächen hatten. Nun war guter Rath theuer. Aber der Oettinger verzagte nicht, durch Ausfälle verschaffte er sich Mundvorrath; als aber die Feinde das Land ringsum verheerten, wurde der Mangel immer fühlbarer. Wie tapfer und wie lange die Besatzung sich trotzdem hielt, haben wir oben gesehen. Endlich erfolgte der Sturm von allen Seiten, die kraftlosen Vertheidiger wußten zuletzt die Waffen nicht mehr zu handhaben, und, aus vielen Wunden blutend,

fiel Graf Friedrich mit seinen 34 Mann in die Hände der Feinde. Frohlockend übergaben ihn die Ulmer der Württembergerin; sie wußten, daß die stolze Frau sich sattsam an dem Grafen rächen werde.

„Dein Hab' und Gut hab' ich verschlungen!" rief sie dem Oettinger zu, als er ihr vorgeführt wurde. „Aber auch dein Leben und dein Herzblut will ich noch verschlingen!" Der gefesselte Graf kehrte ihr zornig den Rücken.

Graf Friedrich wurde nun nach Mömpelgardt gebracht und dort in das fürchterlichste der Verließe gelegt. Kein Lichtstrahl drang zu ihm, keines menschlichen Wesens wurde er ansichtig; von der Höhe des Thurmes aus wurde Brot und Wasser zu ihm herabgelassen. Hier schmachtete er zehn Jahre; sein Haar ergraute, seine Augen wurden trübe, seine Kraft verfiel. Endlich, als er sich schon zum Sterben legen wollte, schlug ihm die Stunde der Erlösung. Eines Tages rasselte die schwere Eisenthüre, zwei Gestalten traten herein, entfesselten den Grafen, der sich kaum auf seinen Füßen erhalten konnte, und führten ihn aus der Finsterniß in's goldene Tageslicht hinaus. Geblendet schlug der zum Greis gewordene Ritter die Augen nieder, — sie konnten den Strom des Lichtes nicht fassen und ertragen. Da tönte eine bekannte Stimme an sein Ohr: sein Leibknappe sagte ihm, daß seine Todfeindin gestorben, daß des Reiches Acht über ihm aufgehoben und sein Besitzthum ihm zurückgegeben sei;

die Vasallen des Hauses Zollern seien gekommen, ihn aus der Haft zu führen. Vor sich sah der Graf einen langen reisigen Zug, das schwarz-weiße Banner wehte voran; ein edles Schlachtroß und ritterliche Gewänder wurden ihm gebracht; — er kniete nieder, betete und schwang sich dann, indem ihm die Thränen über den grauen Bart liefen, in den Sattel.

In seiner Noth hatte der Graf das Gelübde gethan, falls er jemals die Freiheit wieder sähe, nach dem heiligen Lande zu wallfahren. Er ging sofort an die Ausführung seines Planes, übergab den Zollern seinem Sohne Jos Niklas und bestieg zu Venedig die Barke, welche ihn nach Palästina bringen sollte. Fast schien es, als ob die frische Seeluft seine Kräfte verjüngte; aber es war nur ein letztes Aufflackern der gebrochenen Lebensgeister. Bei Joppe ging das Schiff vor Anker; er war der erste am Strande. Hoch hob sich seine Brust, daß es ihm vergönnt war, die Luft des heiligen Landes zu athmen, — aber da wankten seine Kniee; mit dem Rufe: „Verschlungen hat sie nun auch mich!“ sank er als ein Sterbender seinem Leibdiener in die Arme.

Ein schwäbischer Dichter hat die tragische Geschichte des Grafen besungen. Die Burg ist gefallen:

Nach Stuttgart führt man ihn zu Roß:
„Verschlungen habt ihr, Frau, mein Schloß;
Ihr ließet mir kein Lösepfand,
Mein Leben steht in eurer Hand.

Die stolze Gräfin winket stumm
Und lächelt arg und kehrt sich um,
In's ferne Land, in einen Thurm,
Schickt sie den Feind zu Molch' und Wurm.

Zehn Jahre wohnt der Graf im Graus,
Sein Haar wird grau, sein Blick löscht aus,
Da sinkt er traurig in die Knie:
„Verschlungen hat mein Leben sie!"

Doch seines Kerkers Pforte springt,
Und Botschaft ihm der Knappe bringt:
„Im Grabe liegt das grimme Weib;
Frei seid ihr, Herr, an Seel' und Leib!"

Er tritt hervor an's Himmelslicht
Und hebt sein blasses Angesicht,
Und reckt empor zum Schwur die Hand:
„Fort, fort, in das gelobte Land!"

„Mich hat sie mir gelassen, mich!"
Er schwingt wie sonst zu Rosse sich,
Er fliegt durch die besonnte Flur
Und denkt an Gottes Fehde nur.

Er springt vom Roß, er steigt in's Schiff,
Er schwimmt vorbei am Felsenriff,
Er ist der erste auf dem Strand,
Er fasset das gelobte Land.

Da spürt sein Odem erst die Gruft
Und seine Brust die Kerkerluft,
Die Kraft, im Innersten versehrt,
Ihr Letztes hat sie aufgezehrt.

Dem Knappen sinkt er in den Arm,
Der Morgenwind umhaucht ihn warm,
Sein sterbend Haupt, es neiget sich,
Er seufzt: „Verschlungen hat sie mich!“

Mit dem Gedanken an dieses wehmüthige Ende des tapfern Grafen Friedrich nehmen wir nun Abschied von den schwäbischen Zollern.

12. Prophezeiungen von der künftigen Grösse des Hauses Hohenzollern.

Graf Friedrich I. von Zollern, dritter Sohn Graf Burchards II., hatte die jüngere Linie des zollernschen Hauses begründet. Um 1227 hatte auch dieser Zweig sich wieder gespalten. Während uns in den soeben betrachteten Sagen die Nachkommen des Grafen Friedrichs IV., die Zollern aus der schwäbischen Linie, entgegengetreten sind, müssen wir uns jetzt den Grafen aus dem fränkischen Zweige des Geschlechtes zuwenden.

Im Jahre 1191 war die durch das Absterben der Grafen von Raabs erledigte Burggrafschaft Nürnberg von Kaiser Heinrich VI. dem Grafen Friedrich III. von Zollern übertragen worden, welcher nun als Burggraf den Namen Friedrich I. führte. Ueber der

alten Burg zu Nürnberg, welche gleich dem Zollern heute in neu erstandener Schönheit prangt, und ihren gewaltigen Thürmen schwebt auch der Genius altdeutscher Göttersage. Tief unten in ihrem Brunnen oder in ihren Kellern sitzt Karl der Große in tiefem Schlafe. Wann die rechte Zeit gekommen ist, erwacht er, schüttelt die greisen Locken zurück und steigt mit gezücktem Schwerte hervor, um den letzten, entscheidenden Kampf mit den Bösen auf Erden zu beginnen. Es ist dieselbe Sage, die vom Kiffhäuser, vom Untersberge und von unzählbaren anderen Stätten im deutschen Lande erzählt wird, die Sage vom bergentrückten Gotte, der den Winterschlaf hält, um im Frühling mit neuer Macht und Pracht über die geschmückte Erde dahin zu ziehen.

Wenn wir von den nächsten Sprossen der fränkischen Linie des Zollernhauses hören wollen, dann dürfen wir nicht die Sage, sondern die Geschichte befragen. In lebensvollen Gestalten ziehen uns die alten Burggrafen vorüber, stets treu zu Kaiser und Reich haltend. So Friedrich III. — In dem Unglücksjahre 1265, da der junge König Konrad aus Deutschland dem frühen Tode in Italien entgegenzog, wurde ihm, dem treuesten Anhänger der Staufer, das letzte Erbe des berühmten Kaisergeschlechtes in Deutschland übertragen; — die Schirmvogtei war's über Kloster Münchensteinach. — In kalter Septembernacht des

Jahres 1273 lag Graf Rudolf von Habsburg vor der festen Bischofsstadt Basel, welche er nicht bezwingen konnte. Da sprengte ein Reiter in's Lager und grüßte den armen schweizer Grafen im abgeschabten Lederkoller mit königlichem Gruße; — Graf Friedrich war's, dessen Staatsklugheit dem Habsburger die Königskrone verschafft hatte. Am 26. August 1278, da auf dem Marchfelde die Entscheidungsschlacht zwischen Ottokar Przemysl von Böhmen und Graf Rudolf von Habsburg gekämpft ward, sehen wir einen greisen Ritter den tapferen Kärnthnern und Steierern des Reiches Sturmfahne mit dem schwarzen Adler vorantragen.

„Maria, Mutter unde Magd,
All' unser Leid sei dir geklagt!"

schallt es andächtig durch die Reihen der Deutschen. Drüben stehen die Böhmen in unerschütterlicher Ruh', — ein Wald von Lanzen streckt sich den Angreifern entgegen. Plötzlich läßt der Burggraf dem Renner die Zügel; — er zuerst und dicht hinter ihm der Edle von Schlüsselberg sind mitten unter den Feinden. Wunder der Tapferkeit vollbrachte an diesem Tage Burggraf Friedrich III. Auch bei der letzten Fahrt des Königs, dem Todenritte von Germersheim nach Speier, fehlte der Burggraf nicht. Er war es, der den im Sattel wankenden König Rudolf stützte, — er drückte ihm die Augen zu. Ein Straßburger, Gottfried von Ensmingen, singt deshalb von Rudolfs Tode,

„Daß ohn' sein Weib und seine Kind'
Ihn Niemand klagte so geschwind
Und von Herzen länger
Mit großer Klage strenger
Als der sinnereich
Von Nürnberg Burggraf Friederich."

In ein ähnliches Verhältniß, wie es zwischen Friedrich III. und Rudolf von Habsburg bestanden hatte, trat Friedrich IV. zu Ludwig dem Bayern. In höchster Noth, als der Bayer auf dem Mühldorfer Felde 1322 mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich blutig um die Königskrone rang, kam ihm Friedrich zu Hülfe; Seyffried Schweppermann, der des Tages Ehren nahm, sowie Konrad Rindsmaul, dem sich endlich der tapfere Erzherzog ergab, waren burggräfliche Lehnsträger. Noch auf der Wahlstatt begrüßte Ludwig den Freund mit dem Titel „Salvator imperii".

Immer höher stieg das Haus der Zollern, — in ununterbrochener Folge erbten sich die Tugenden der Ahnen auf die Nachkommen fort. Endlich ward ihnen auch die Mark Brandenburg zu Theil, das herrenlose Land. Verlassen von seinen Herrschern, verwüstet von dem Streit und der Habsucht der Nachbarn, zerrissen von den Leidenschaften der eigenen Söhne, war das arme Land dem Untergange nahe gekommen, und doch war's einst ein großes, wohlregiertes, blühendes Fürstenthum gewesen, ein Edelstein in des Reiches Krone.

Manchmal klang es noch durch das Volk wie eine halbverklungene Sage von der alten Herrlichkeit Brandenburgs, manchmal erschienen auch wohlmeinende märkische Herren, Gesandte des Adels und der Städte, an Kaiser Sigismunds Hoflager auf dem Hradschin, auf der preßburger Burg oder dem Schlosse zu Budapesth, sie baten um Hülfe für das verzweifelnde Land. Der Kaiser selbst konnte nicht helfen, aber vielleicht konnte es sein Freund; dort war ein Ort für des Hohenzollern Friedrich VI. großartige organisatorische Befähigung. Das waren die Ueberlegungen, die den Kaiser bestimmten, den Burggrafen zuerst zum Landesverweser und obersten Hauptmann der Mark einzusetzen und endlich die Belehnung zu vollziehen. Die ganze, bewegte Regierungsthätigkeit Siegismunds verschwindet gegen den einen Tag des 18. April 1417, wo er zu Konstanz die weltgeschichtliche That vollführte, die auf Jahrhunderte hin für Deutschland bestimmend einwirkte und nicht für Deutschland allein. Ein alter konstanzer Chronist hat uns den Tag lebendig geschildert: Am frühen Morgen durchziehen die „Pfeifer und die Posauner" mit bunten Fähnlein die Stadt; von einem Hause aus, das noch heute zu Konstanz am Fischmarkte steht und wo Friedrich bei Heinrich von Tettikon wohnte, beginnt darauf der Umzug durch die Straßen der Stadt; auf dem oberen Markte halten dann die Herren vor des Kaisers Thron. Die Banner-

träger der Mark und Nürnbergs zur Seite, kniet Friedrich vor dem Kaiser nieder, der Marschall berührt mit der Schwertesspitze sein Haupt, dann reicht der Kaiser ihm die Fahne von Brandenburg und, zum Zeichen, daß ein Erzamt des Reichs auf das Haus Hohenzollern übergegangen ist, den Reichsapfel und den Scepter.

Aus Schwaben und Franken war nun das Haus Zollern nach dem Norden des Reichs verpflanzt, das Banner des Hauses wehte jetzt auf der Felsenspitze der schwäbischen Alb und auf dem sagenumrankten Harlungerberg bei Brandenburg. Unter solchen Umständen erscheint es als naturgemäß, daß bereits die Zeitgenossen diesem Geschlechte eine noch glanzvollere Zukunft voraussagten. All' die alten Weisheitssprüche über das Haus Hohenzollern sind indessen verloren gegangen; — was wir jetzt an Prophezeiungen über die künftige Größe der Zollern haben, reicht nicht über das 16. Jahrhundert hinaus, und wenn früher einzelnen dieser Weissagungen ein höheres Alter zuertheilt worden ist, so hat die Nachwelt die absichtliche Fälschung unumstößlich nachgewiesen.

Billig steht unter all' den Weissagungen, welche wir zu betrachten haben, das berühmte und berüchtigte vaticinium fratris Hermanni de Lehnin, die Prophezeiung des geschichtlich nicht nachweisbaren Mönches Hermann aus Kloster Lehnin, über die Schicksale der märkischen Fürsten voran.

Versetzen wir uns nach dem Kloster Lehnin, dem stillen Orte zwischen Wald und See, dem ehrwürdigsten in der ganzen Mark und einem der lieblichsten dazu. In der alten Pracht erheben sich Dach und Zinnen der Abteikirche wieder über die rauschenden Baumgipfel, unter denen vor mehr denn sieben Jahrhunderten Wendenkrieger und deutsche Ritter oft gelagert haben. Vor dem Altare des ehrwürdig einfachen Gotteshauses liegt ein Stein mit der Gestalt eines der alten ballenstädtischen Markgrafen von Brandenburg, der nach langer Irrfahrt für das unbefriedigte Herz Ruhe und Frieden als demüthiger Mönch in diesem Kloster fand. Vor Kurzem zeigte man noch den Stumpf des Baumes in der Kirche, unter welchem Otto I. einst geschlafen hatte, ermüdet von der Jagd, und wo ihm im Traume die gewaltige Hirschkuh kampfbereit gegenüber gestanden hatte, bis er sie mit wuchtigem Speeresstoß erlegte. Er war der Gründer des Konvents geworden, die heilige Maria aber blieb dessen Beschützerin. Fiel auch der erste Abt Sibold, von wendischer Axt zum Tode getroffen, wollten auch die Mönche den unwirthsamen Ort verlassen und nach Kloster Sevenbeck zurückkehren, — Maria waltete ob ihrem Heiligthum; sie selbst erschien in ihrer Himmelsglorie den Klosterbrüdern und rief ihnen zu: „Kehret zurück, — nichts soll euch fehlen".

Und in den herrlichen Wäldern ringsum, über den Buchen- und Eichenwipfeln, sowie über den tief-

blauen Spiegeln der Seen, welche einstmals zum Kloster gehörten, schwebt der poetische Hauch alter Sage. In stürmischer Herbstnacht tönt das Halloh des wilden Jägers durch den Wald, — die Bäume stöhnen und ächzen unter Wuotans Gejaid; tief auf dem Grunde des Wassers leben die geisterhaften Frauen, welche den Kreißenden Hülfe bringen, den Vorwitzigen in die krystallene Tiefe hinabziehen und der mitleidigen Seele mit ihren reichen Gaben lohnen. Als das Kloster noch in seinen Trümmern lag, da schritt häufig auch die weiße Frau des Nachts über den mondscheinbeleuchteten Klosterhof und schien über den Verfall so vieler Kunst und Schönheit bange zu klagen.

Im Kloster Lehnin soll zu Anfang des 14. Jahrhunderts ein Mönch Hermann, der Verfasser der Weissagung, gelebt haben, — so die Erdichtung späterer Zeit. Er hinterließ der Klosterbibliothek das Manuskript der Prophezeiung. Im Jahre 1542 mußten sich die Cisterzienser bequemen, auch Lehnin zu verlassen, — die Bibliothek wurde verschleudert, aber die lehninische Weissagung tauchte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts im Besitz des hochverdienten märkischen Diplomaten Erasmus Seidel auf. Andere erzählen, als der große Kurfürst einst auf dem späteren Jagdschloße Lehnin sich aufgehalten habe, um an der Reiherbeize sich zu ergötzen, sei die Schrift von ungefähr in einer alten Mauer aufgefunden worden.

Beide Erzählungen von dem angeblichen Wiederauftauchen der Weissagung sind sagenhaft. Gewiß ist nur das Eine, daß in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts verstohlen von einer lehninischen Weissagung die Rede war, welche den Untergang des zollernschen Hauses prophezeite. Sie bestand aus 100 sogenannten leoninischen Versen, d. h. in der Mitte und zum Schluß sich reimenden Hexametern und war anfänglich nur handschriftlich verbreitet. Trotzdem erregte sie gewaltiges Aufsehen. Ein neuerer Forscher erzählt: „Das Leben des großen Kurfürsten neigte sich seinem Ende zu, und von seinem Erben ward allerlei Böses berichtet. Sein Nachfolger wandelt nicht die Wege seines Vaters; betet ihr Brüder, weint ihr Mütter; sein Namen, sonst ein Friedenszeichen (Friederich), ist eitel Trug, alle Tugend verschwindet.“ So gut wie es ging, paßte man die dunklen Worte den Zeitläuften an und grübelte und deutete weiter. Wie sehr auch starke Geister von dem allgemeinen Wahn befangen waren, zeigt der Umstand, daß Friedrich der Große als Kronprinz sich die Weissagung erklären ließ und von der angeblich auf ihn zu deutenden Stelle: „Der nun folgt, ist der Verruchteste seines Geschlechtes“ auf das Tiefste erschüttert wurde.“ Als 1806 und 1807 der preußische Staat die schwere Schule des Unglücks durchzumachen hatte und unter den Schlägen von Jena und Auerstädt für immer

zusammengebrochen zu sein schien, — da jubelten die Feinde Preußens, — Friedrich Wilhelm III. sollte, wie es die Verheißung sagte, als der letzte seines Stammes das Scepter getragen haben. Wie das ungeschickte Plagiat im Jahre 1848 und in den neuesten Zeiten des Kampfes gegen die Uebergriffe der päpstlichen Partei in Deutschland die Gemüther der Zeitgenossen erregt hat, ist wohl noch in Aller Gedächtniß. Wurde doch noch in unsern Tagen behauptet, „es müsse der Weissagung ein höheres als menschliches Wissen zu Grunde liegen!"

Schreiten wir aber nun zu einer näheren Betrachtung der Prophezeiung. Die Sprache ist höchst dunkel und geschraubt, obwohl nicht ohne Geschick der Diktion klösterlicher Poëmata aus der Schlußzeit des Mittelalters nachgebildet. Wenige Worte berühren das Schicksal der alten anhaltinischen Herren, welche 1321 ausstarben, dann wird von der bayrischen Löwenbrut, dem königlichen Leuen der Lützelburger, endlich von den Wirren der herrenlosen Zeit und von der Erhebung des zollernschen Geschlechtes gesprochen. In sehr geschmacklosen, höchst gekünstelten und höchst unhistorischen Kritiken gehen dann die Hohenzollern bis auf Friedrich Wilhelm den Großen an uns vorüber. Mit der Reformation, mit der thätigen Theilnahme der Kurfürstin Elisabeth für dieselbe beginnt dem Verfasser das Zeitalter des Unglücks. Bis zu Friedrich

Wilhelm ist eine ungefähre Deutung der Verse möglich, — nach ihm aber kommt ein Gallimathias, der nicht im Entferntesten die Aufmerksamkeit, welche ihm zu Theil geworden ist, verdient. In den Schlußversen entrollt sich endlich das lachende Phantasiebild, welches dem Verfasser vorschwebt. Deutschland, nach der bösen Zollern Dahinsterben geeinigt unter einem neuen Hirten, erhebt mächtig sein Haupt, die Klöster erstehen aus ihren Trümmern, — friedlich gehen die Lämmlein in die Hürden der römischen Kirche ein, aus denen sie kein Wolf mehr zu reißen vermag.

Allen Dank für das, was die römische Kirche uns Märkern im Laufe von sechs Jahrhunderten gebracht hat an Segnungen, an Kultur und Kunst! Wie aber ist es möglich, solch' erbärmlich allegorisirendes und weibisch-schwatzhaftes, solch' ein durch und durch ungeschicktes Machwerk noch heute als eine Weissagung für die Geschicke unseres Fürstenhauses deuten zu wollen? Wenn irgendwo, so ist hier unnöthig Staub hüben und drüben aufgewirbelt worden. Hoffentlich ist jetzt die krause Prophezeiung für immer zu den Todten gesenkt worden. Freuen aber wollen wir uns, daß durch der Hohenzollern königliche Huld wenigstens ein Theil der Schlußweissagungen sich — freilich in anderem Sinne — erfüllt hat, und daß die alten Zinnen Lehnins wiedererstanden sind. Das Kreuz auf der ehrwürdigen Abtei leuchtet jetzt hinaus in's Havelland,

ein Zeichen nicht allein dessen, was uns die frommen Brüder von Cisterzium gebracht haben, sondern auch ein erinnernd Mal an das, was die Heldenkraft der vereinigten Stämme Deutschlands errungen hat, denn an dem Tage seiner Verkündigung zum deutschen Kaiser am 18. Januar 1871, gab Wilhelm I. zu Versailles den Befehl zur Wiederherstellung der Gruftkirche der ballenstädter Ottonen.

Eine ebenso mystische klösterliche Weissagung über die Hohenzollern will der märkische Geschichtsschreiber Nikolaus Leutinger, welcher nach langem Wanderleben 1612 zu Osterburg seine Tage beschloß, in irgend welchem Kloster Deutschlands gefunden haben. Sie bezieht sich auf die drei Häuser der Welfen, Wettiner und Zollern und lautet sehr allgemein:

„Das weiße Pferd leid't großen Druck,
Behält doch endlich die Ueberhand.
Das Rautenkränzlein wird immer blüh'n
Und sich in Ehren sehr freuen.
Der rothe Adler wird gar hoch schweben
Und sich viel über and're erheben."

Es wäre thöricht, diesen Prophezeiungen irgend welche Bedeutung beizumessen. In der Stille klösterlicher Abgeschiedenheit sollen sie entstanden sein, — das ist bei beiden offenbar eine Erdichtung. Die neueste Forschung hat in Betreff der lehninischen Weissagung, als wahrscheinlichstes Endresultat, das festgestellt, daß

dieselbe ein gehässiges Poëm des Propstes Andreas Fromm zu Kölln an der Spree ist. Der verblendete Mann trat gegen das Ende seiner Wirksamkeit zum Katholizismus über, und die Frucht seines Renegaten-Eifers war das vaticinium lehninense. Was Leutingers Weissagung anbetrifft, so enthüllt sich der orakelhafte, vieldeutige Sinn derselben in den wenigen angeführten Versen so deutlich, daß wir's genau uns vorstellen können: der unstäte Wanderer hat in der Weise langvergessenen Herrendienstes die fürstlichen Häuser Deutschlands besungen, — hoffend vielleicht, daß goldene Gabe den Versen des Sehers lohne. —

Im 16. Jahrhundert betrachtete das berliner Volk mit gar scheuem Blick das kurfürstliche Schloß zu Kölln an der Spree; der ehrsame Bürger glaubte, der gestrenge Herr Kurfürst, so treu er auch der alten Lehre ergeben war, — Herr Joachim, der Nestor Deutschlands genannt, treibe doch manche Wissenschaft, die zu verstehen nicht gut sei: er gebe sich den finstern Mächten hin, die Keinem, der sie übte, noch genützt hätten. In einsamem Thurme, dessen rothes Licht auf dem Spiegel des sumpfigen Flusses seinen Wiederschein fand, hauste damals der Hof-Astrologus, Meister Carion, von dem wir bald ein Mehreres hören werden. Hier nur so viel, daß auch er unter den Schicksalsverkündern des Hauses Zollern auftritt. Er weissagte den Nachkommen Joachims die königliche Würde und die höchste Ehre

in der Christenheit. Auf's Wirkungsvollste hat Willibald Alexis die Weissagungen Carions seinem „Währwolf" einverleibt. Da sehen wir den gewaltigen Joachim in tiefster Erregung vor uns stehen, — die Hand nur eines Betrügers lüftet der Zukunft dunkeln Schleier, — und doch, was in den Sternen geschrieben steht, es muß sich erfüllen.

Die Prophezeiungen über die künftige Größe seines Hauses, welche Kurfürst Joachim aus der Konstellation des Himmels herauslas, sind den Nachkommen oft wiederholt worden. Die lorbeerbekränzten Dichter des 17. Jahrhunderts erinnern mehrfach an den glorioſen Joachimus I. und sahen in dem großen Kurfürsten, „der Brennen ruhmwürdigsten Herrscher und durchlauchtigsten Potentaten", — wie es in der geschmacklosen Sprache der Zeit hieß, — alle diese vaticinia auf's Herrlichste erfüllt.

Je mehr im Zeitalter des Rokoko der Byzantinismus das ächt deutsche, freie und offene Verhältniß des Herrscherhauses zu seinem Volke überwucherte, um so üppiger wuchs eine Menge von Prophezeiungen künftiger Größe für das Kurfürstenhaus und seine Nachkommen aus dem Geiste „gehrender Dichter" hervor. Einem Menschen, der die Zukunft ernst nimmt und der da weiß, daß sie allein in der Hand dessen steht, der auch der Völker Schicksale lenkt wie die Wasserbäche, ist es kein anheimelnder Anblick, wenn bei jeder Geburtstagsfeier, jedem Jahresfeste, jedem Beilager die Schaar

der modernen Seher sich um ein Fürstengeschlecht drängt, das es so treu meint mit seiner Gottesfurcht und seinem Gottvertrauen. Vor uns liegt ein alter Band mit allerlei Weissagungen über die Hollenzollern, — sämmtlich ziemlich dunkeln Ursprunges. Da erzählt ein Dom-Kustos zu Berlin, Andreas Otto von Tangermünde, seinem Schwager, dem wohlbestallten Kanzlei-Aktuario Haino Flörke, was er alles über das Herrscherhaus im Gesichte erschaut und schließt naiver Weise: „Nachdem ich dem hochwürdigen Ministerio meinen Traum geoffenbaret, habe ich des Bettes bis an meinen Sterbetag hüten müssen, welcher auf den Himmelfahrtstag erfolgte und ich also mein Leben beschloß." Christoph Heinrich Oelven, der Schwede Croom und v. A. m. weissagten dem Kurhause die Königs- und Kaiserwürde. Der freundliche Leser erlasse uns die erschöpfende Wiedergabe dieser Orakel. Nur einzelne der wichtigeren mögen hier eine Stelle finden.

In der Bischofsgruft von Speier fand man, als sie kurz vor Beginn des siebenjährigen Krieges eröffnet wurde, auf Pergament in einem bleiernen Kästchen die Prophezeiung eines Augustiner-Mönchs, des Paters Cölestin, über das Haus Brandenburg. Wann der angebliche Seher gelebt hat, läßt sich nicht mehr ermitteln; seine Worte aber lauteten:

„Im Jahre 1701 steigt das Haus Brandenburg stattlich empor und sein Regent wird ein großer Monarch.

Die zwölfte Zahl ist diesem Hause glücklich und der Name Friedrich in demselben steigt über alle Namen."

Ein gewißer Nikolaus Drabitius gab im 17. Jahrhundert eine „lux in tenebris" heraus. In apokalyptisch verschleierter Form werden Hunderte von Weissagungen in dem umfangreichen Buche uns vorgetragen. Sehr häufig beschäftigt sich der Verfasser mit den Hohenzollern, und das endliche Ergebniß, zu welchem er gelangt, ist folgendes:

„Der Brandenburger hat sich auf eine Wage gelehnt, welche die geistlichen Kurfürsten mit keinem Stricke hinwegziehen können; sie werden sich wundern, woher er die Stärke zu dem Werke empfangen hat. Die österreichische Monarchie wird zerfallen, — Schlesien aber und Mähren wird dem Brandenburger zu Theil werden". In seinen letzten Offenbarungen spricht Drabitius, — offenbar ein Eiferer für das evangelische Bekenntniß, — die frohe Hoffnung aus, der Kurfürst von Brandenburg werde endlich die Abgötterei d. i. den katholischen Heiligendienst in Deutschland abschaffen. Diese Weissagungen des Drabitius sind übrigens sehr erklärlich, wenn wir seine Lebensumstände erfahren. Er war reformirter Prediger in Mähren, mußte aber, von den spanischen Soldaten vertrieben, das harte Brod des Exils bei Fürst Ragoczi von Siebenbürgen essen. Nach vielen herben Erfahrungen gerieth er in österreichische Gefangenschaft und wurde, weil seine

Weissagungen hauptsächlich gegen das Haus Habsburg gerichtet waren, im Jahre 1671 zu Preßburg hingerichtet.

Gewiß untergeschoben sind die Verkündigungen eines Mönchs Sebaldus, welcher um 1012 im Kloster Königslutter gelebt haben soll. Seine Weissagung lautet: „Ein Held von Mannheit wird den zweifachen Adler erlangen und das Kaiserthum löblich verwalten, bis endlich der Löwe von Mitternacht herausbrechen und die Lande mit Grimm anfallen wird. Aber der rothe Löwe, der Adler im finsteren Thal und der weiße Schwan werden sich wider ihn setzen und das Kaiserthum behaupten, bis endlich der große Gott sein Gnadenreich auf Erden aufrichten wird."

Der Löwe aus Mitternacht ist Schweden, der Adler Brandenburg, der rothe Löwe England, der Schwan vielleicht Dänemark oder Polen. Wir hätten demnach hier eine Weissagung auf die letzte Zeit des 30jährigen Krieges und die nordischen Kämpfe der schwedisch-pfälzischen Könige. Der Ausdruck „Löwe aus Mitternacht" verweist indessen wohl mit voller Bestimmtheit das Entstehen der Weissagung in die Zeiten des großen Gustav Adolf.

Unter den Drangsalen des langen Krieges schrieb auch ein sonst unbekannter Joachim Greulich seine Weissagungen. Dem Hause Brandenburg aber prophezeite er eine friedliche Zukunft. „Nicht eher würden die Fürsten der Mark ihr Schwert ziehen, als bis ihr Land in Gefahr käme", so verkündete er, und der

allezeit bewiesene friedliche Sinn unserer Herrscher hat diesen Propheten nicht Lügen gestraft.

Sehr merkwürdig ist eine aus unbekannter Zeit stammende Prophezeiung eines irischen Astrologen Johann Wallich. Wir setzen sie vollständig hierher:

„In den letzten Zeiten der Welt wird das deutsche Reich in große Verwirrung und Uneinigkeit gerathen, so, daß sich dasselbe durch Kriege selbst aufreiben wird." Auch hier also der Hinweis auf die dreißig Jahre des Elends. „Entsetzliche Drangsale werden über die Menschen kommen, und Noth und Jammer werden sie vernichten. In Sachsen und Schlesien wird ein großes Morden sein; kaum wird die Erde die Erschlagenen decken können," — Verkündigung der Kämpfe Friedrichs des Großen. „Fünf Könige werden sich verbinden gegen den König des schwarzen Adlers, um ihn und die evangelische Lehre zugleich zu vertilgen, aber Gott wird ihre Anschläge vernichten. Die Fürsten werden uneinig werden und sich unter einander verlassen, das römische Kaiserthum wird seine Macht verlieren, wohl gar vernichtet werden. Das Glück wird nicht von dem großen Adler weichen, so viele Völker sich auch gegen ihn versammeln; sie werden ihn doch nicht unterdrücken können. Frankreichs Lilie wird zu Boden sinken, wird Glanz und Blüthen verlieren, das Schwert und großes Sterben werden sie zerknicken und vernichten. Rußland und Schweden werden viel Blut

aufopfern. Sachsen wird in großes Elend gerathen, endlich aber das frühere Glück wiedererlangen. Alle Kriege wird der Adler enden; die Schwerter werden sich wieder in Pflugschaaren verwandeln und allgemeine Ruhe wird die Welt beglücken." Mit ganzem Herzen nehmen wir die Weissagung an, wenn wir ihrem Schluß auf die Zeiten des neuerstandenen deutschen Reiches beziehen dürfen.

All' diese Weissagungen, deren Zahl sich mit leichter Mühe vermehren ließe, fanden besondere Beachtung, als in den Jahren 1848 und 1849 die Wünsche des deutschen Volkes sich auf ein preußisches Kaiserthum richteten. Hatte man doch schon 1840 in Friedrich Wilhelm IV. den Erben der alten deutschen Kaiser gesehen! In jüngster Zeit ist durch einen verdienten Forscher ein wenig bekannter Vorgang aus dem Leben dieses Königs veröffentlicht worden. Es wird erzählt:

„Als im Jahre 1849 in den Tagen, in denen das Eintreffen der frankfurter Deputation erwartet wurde, die Generals-Epauletten des Königs, welche dieser kurz nach seiner Thronbesteigung angelegt hatte und die durch achtjährigen Gebrauch schadhaft geworden waren, abgelegt wurden, um nach altem Herkommen in den Besitz der diensthuenden Kammerdiener überzugehen, fand beim Zertrennen der Silberborten der damalige Kammerdiener des Königs unter dem Spiegel der Epauletten ein Blatt starken Kartonpapiers, auf welchem die Worte standen:

„Sei gegrüßt, Friedrich Wilhelm,
Kaiser von Deutschland!"

Der Fund machte bei den Augenzeugen einen um so tieferen Eindruck, als in Frankfurt a. M. die Wahl des Königs zum Kaiser von Deutschland eben stattgefunden hatte, und die Deputation bereits unterwegs war. Nachforschungen ergaben, daß ein junges Mädchen, welches die Näharbeit an den Epauletten besorgt, allein die Verfasserin jener Worte sein konnte. Leider wurde jede Auskunft über die Motive zu dieser seltsamen Huldigung unmöglich, da jene holde Schwärmerin bereits gestorben war."

Wie wunderbar haben sich diese Weissagungen in unsern Tagen erfüllt! Daß sie aber entstehen konnten, daß man ihnen ihrer Zeit ein so bedeutendes Gewicht beigelegt hat, ist der beste Beweis für die Tüchtigkeit der alten Zollern. Hoffend richteten sich schon vor Jahrhunderten die Augen der wahren Vaterlandsfreunde zu dem Geschlechte empor, in dessen festen Händen Deutschlands Schild und Schwert sich befand.

13. Märkische Sagen alter Zeit.

Der 18. April des Jahres 1417 war der Tag, an welchem das alte schwäbisch-fränkische Geschlecht der Zollern für immer auf märkischen Boden verpflanzt ward. Jetzt zogen sie in die Schlösser ein, welche vor ihnen die großen Ballenstädter, die tapfern Bayern, die staatsklugen Lützelburger bewohnt hatten. Auch über den Orten, auf denen die alten Fürsten einst weilten, schwebt die historische Sage, bald in lichteres Gewand gehüllt, bald in düsterer, unbestimmterer Gestalt sich in das Nebelgrau ferner Vorzeit verlierend. Hören wir, ehe die Kunde beginnt von den Zollernfürsten in der Mark, was uns erzählt wird von ihren alten Regenten.

Es giebt der sagenberühmten Stätten viele in der Mark; — keine aber kann dem Harlungerberge bei

Brandenburg den Rang streitig machen. Heute thront auf ihm das herrliche, märkisch-kräftige Denkmal, welches die Provinz Brandenburg ihren im Heldenkampfe von 1870 und 1871 gefallenen Söhnen gesetzt hat, — ein massiger Thurm mit gothischen Zinnen. Vor eilf Jahrhunderten stand hier, inmitten einer heiligen Waldung, ein Triglaftempel, in welchem das Roß des dreiköpfigen Gottes den Wendenfürsten seine Orakel gab, und als das Licht des Christenthums seinen Weg zu den harten Herzen der Liutizen gefunden hatte, erhob sich hier die erste christliche Kirche in der Mark Brandenburg, — ein schlichtes Gotteshaus der heiligen Jungfrau. Als die Glocken von hier aus, weithin über Wald und See, über Sumpf und Röhricht in feierlicher Sonntagsstille hinklangen, da, erzählt die Sage, wichen die Geister der Finsterniß, die Gespenster und die Schlangen.

Das erste christliche Kirchlein aber, — es sank in dem furchtbaren Völkerringen zwischen Deutschen und Slaven noch oftmals in Asche, bis endlich das Kreuz durch Albrecht des Bären starke Hand dauernd auf den Havelbergen aufgerichtet wurde. Die Kuppe des Harlungerberges ist gedüngt mit Strömen von Heldenblut, — wer die Geschichte dieser Stätte kennt, der darf das Wort wiederholen:

Tantae molis erat, tam fortem condere gentem.

Wir wissen nicht, warum der Berg bei Brandenburg den Namen der Harlungen trägt, jener Helden von Brescia oder „Breisach", Verwandten des Gothen Hermanrich und Dietrichs von Berne, welche nach alter Sage unrühmlich genug am Galgen endeten; die wahrscheinlichste Erklärung des Namens aber ist die, daß wir die Harlungen als goldhütende Zwerge fassen, welche die deutsche Sage allüberall in Bergen wohnen läßt. Ehe noch die Wenden hierher an die Havelufer kamen, sah der germanische Ureinwohner im Schooße des Berges die Harlungen an ihren Ringen, Spangen und Ketten von rothem Golde hämmern und meißeln; — ihrer Verführung, dem schimmernden Reize des Goldes unterlag selbst die Göttermutter Freya, — sie verkaufte ihre Ehre um des Schatzes gleißenden Schein, Wuotan aber hing die Verbrecher, schnell richtend, an einem Galgen auf. Erdgottheiten, — finstere Gesellen, die des Lichtgottes glänzendes Gemahl zu sich hinabführten, die aber bei des nächsten Lenzes Einzug dem siegenden Gotte unterliegen müssen, — so erscheinen uns in ältester Form der Sage die Harlungen. Eigenthümlich aber hat die norddeutsche, später nach Skandinavien hinübergetragene Sage diesen kosmischen Gedanken zu einem Mythus von den Harlungen auf dem Berge bei Brandenburg modifizirt.

Auf der Anhöhe, welche weit über die herrlichen Haveltháler sich erhebt, — so berichtet uns die Wilkina-

sage, hauste einst Jarl Iron von Brandenburg, ein kühner Jäger und ritterlicher Herr, der mit seinem Thatenruhm die Welt erfüllte. Doch nicht allein des Sieges Freude, auch der Gefangenschaft Leiden lernte der Fürst kennen; ein König Salomon, in dessen Gebiet er widerrechtlich jagte, ließ ihn in das Gefängniß setzen, — in schöner Frauentreue befreite indessen Isolde, die holde Gemahlin des Jarl, den nach der kühlen Waldluft sich sehnenden Gatten. Der Tod schied leider nur zu bald das sich herzinnig liebende Paar, und mit Isolden war der gute Engel von dem Harlungen Iron gewichen. Statt der treuen Liebe zur ächten Gattin nimmt nun eine verbrecherische Leidenschaft des Helden Seele ein; — er denkt nicht mehr an Jagd und Kampfesfreude, — nur Volkrianen, die Gemahlin des Herzogs Ake, sieht sein Auge Tag und Nacht vor sich; — sie will er erringen, mag Ehre und Leben auch drüber verderben. Die Arge wird von seiner List nur zu leicht bethört, die heiligen Bande der Zucht werden gebrochen; da kann die Rache auch nicht lange verziehen. Herzog Ake entdeckte den Verrath, im Walde stellte er den Jarl Iron und erschlug ihn. Am nächsten Morgen fand Dietrich von Bern den todten Helden, die Habichte, die Hunde, das ritterliche Roß hielten an der Leiche die Wacht. König Etzel aber, damalen aller deutschen Völker Oberlehnsherr, gab die Mark Brandenburg einem anderen Jarle.

So erzählt die Umdeutung der alten Göttersage.

Ein Platz von nicht minder geschichtlicher Bedeutsamkeit liegt am linken Havelufer, nicht allzu fern von Spandau, weithin kenntlich durch eine Säule, welche die Formen einer ästereichen, aber abgestorbenen Eiche wieder giebt. Hoch oben steht ein Kreuz und unter demselben hängt ein eisernes Schild mit spitzem Buckel. Es ist das wohlbekannte Wahrzeichen vom Schildhorn, und die Ueberlieferung sagt uns, daß drüben, von der steilen Bergwand aus, der letzte Wendenkönig, Herr Jaczko von Köpenick, hart verfolgt von den Reitern Albrechts des Bären, sich in den breiten Fluß gestürzt habe und durch sein treues Roß glücklich bis an's andere Ufer hinübergetragen worden sei. Die pietätsvolle Hand Friedrichs Wilhelms IV. war es, die auch diesen Denkstein der ältesten Geschichte unsers Vaterlandes setzte.

Wer die Sagen der Anhaltiner vernehmen will, der lagere sich unter den Schatten der alten Bäume um Kloster Lehnin, oder weile in den prächtigen, nun zerstörten Kreuzgängen von Chorin zur Abendzeit, wenn die Schatten der Dämmerung bereits unter den Gewölben weben. Hier, in den beiden Klöstern, wo ihr Staub ruht, werden die Gestalten der herrlichen ballenstädtischen Fürsten in voller Lebensfrische vor uns aus ihren modernden Grüften erweckt, — vorüber schreitet an uns der kriegerische Otto III., der milde Johann I.,

der glänzende Otto IV.; — wir sehen ihn in heißem Kampfe mit den Magdeburgern, sehen ihn im Käfige auf dem Domplatze der Bischofsstadt, sehen ihn durch die Hand seiner holden Gemahlin Hedwig von Holstein aus den Banden gelöst, und glauben etwas von seinem wundervollen Minneliede zu vernehmen:

„Räumt den Weg der Schönsten aller Frauen,
Laßt die Tugendreiche mich erblicken!
Meines Herzens Königin zu schauen
Fände wohl ein Kaiser Hochentzücken!
Zu den Sternen soll mein Loblied steigen,
Meinen Himmel kann ich nicht verschweigen;
Wo sie wohnt, dem Land muß ich mich neigen."

Als ein Denkzeichen seiner Schicksale zeigt man in der Kirche zu Angermünde noch heute den Kasten, in welchem nach unverbürgter Sage der treue Vasall Johann von Buch für den Markgrafen zur Rettung in böser Stunde den vom Vater hinterlassenen Schatz bewahrt hat. In der langen Reihe dieser hochgemuthen Fürsten erscheint endlich auch er, der des Geschlechtes letzter Herrscher war, der lebensfrohe, thatendurstige Waldemar, und ein unheimliches Dunkel schwebt über seinen späteren Tagen. Die Sage nimmt es nicht an, was die Geschichte erforscht hat, daß er drüben im Lande über der Oder zu Bärwalde gestorben und zu Chorin bei seinen Vätern bestattet worden ist; — sie zeigt ihn uns, wie er als Pilgrim durch den heißen

Sand der syrischen Wüste nach den Gnadenstätten des heiligen Landes wallt, zeigt ihn uns als Gefesselten im Kerker der Sarazenen und als greisen Mann mit hohler Wange und fast erloschenem Auge am Hofe des Erzbischofs Otto von Magdeburg. Als der gefeierte, ächte Waldemar zog er wieder ein in sein verlassenes Erbe, als der falsche schied er von dannen, um in Dessau ein ruhmloses Grab zu finden. Die Grüfte von Chorin bergen ein Räthsel, dessen Lösung nun nicht mehr möglich ist.

So könnten wir viel noch erzählen von den alten Fürsten, von den Hünengräbern inmitten der Torfmoore, welche beim Leuchten der Abendsonne blutrothe, goldige Gluth wie mit einem Purpurmantel bekleidet, und in welchen die Volkssage die alten Wendenkönige ruhen läßt, — von den stillen Seen im tiefen Waldrevier, an deren Ufern einst die Zinnen markgräflicher Jagdschlösser sich erhoben, — von den Bergen und Burgen, auf denen sich einst die Ballenstädter versammelten, um Umschau zu halten über ihr herrliches, blühendes Land. Aber wir müssen zu den Sagen der märkischen Zollern eilen. Nur eine Ueberlieferung aus alten Tagen sei noch erwähnt, sie wurde schon erzählt in ältester Zeit, sie findet sich in allen deutschen Landen; sie mag mit ihren Prophezeiungen einst den unglücklichen Märkern Trost gegeben haben, als das Geschlecht der Ballenstädter zu Grabe gegangen und

Elend und Trübsal die Gäste der Mark geworden waren.

Nicht fern von Kloster Chorin, in welchem die Asche der Anhaltiner johanneischer Linie ruht, liegt inmitten der alten Klosterwaldungen das Dorf Chorinchen. Auf der Feldmark desselben soll nach alter Sage der letzte enscheidende Kampf geschlagen werden. Es werden, so erzählen die Landleute in Barnim, furchtbare Zeiten kommen; die Menschen werden durch die fortwährenden Kriege so gelichtet werden wie die Störche im Jahre 1857, in welchem ein großer Sturm sie verschlagen hatte und wo ihrer so viele umgekommen waren, daß man nur alle fünf Meilen einen sah. Wie Gott damals seinen Gottesvogel geschlagen hat, so wird er dann die Menschen schlagen. Endlich wird die letzte Schlacht auf der Chorinchener Feldmark ausgekämpft werden; die preußischen Heere werden siegen, aber sie werden durch den Kampf auch so zusammenschmelzen, daß sie unter einem alten Birnbaum Platz finden werden. Friede und Glück aber werden dann wiederkehren, es wird kein Schwert auf Erden mehr gezogen werden.

Wir begegnen hier der Sage vom Walserfelde in's Märkische übersetzt. All' den Erwartungen eines goldenen Zeitalters liegt der tiefe Wunsch des menschlichen Herzens nach Friede und Glückseligkeit zu Grunde. Bei unsern heidnischen Vorfahren gestaltete sich derselbe

zu dem Bilde eines letzten Kampfes der lichten Götter gegen die Mächte der Finsterniß. Ist nun auch Wuotan gestürzt, — sein Gedächtniß lebt noch heute in den Herzen der Menschen, — er ist der Kämpfer der letzten Schlacht, er der Friedebringer, dessen Ankunft aus dunkelm Bergesschooß der kampferfüllten Welt zu ihrem Heile verhilft.

14. Das Kreuz am Kremmer Damm.

Vor der kleinen mittelmärkischen Stadt Kremmen zieht sich die Landstraße nur als ein schmaler Damm durch das elsenbewachsene, sumpfige Luch hin. In alter Zeit befand sich hier der vielumstrittene Paß nach Pommern. Noch weiß es das Volk, wieviel an Blut hier geflossen ist. Hier stand ehemals ein hölzernes Kreuz, welches in diesem Jahrhunderte durch ein stattlicheres von Eisen ersetzt worden ist. Wie das Kreuz aber hierher gekommen ist, davon weiß die Volkssage Folgendes zu erzählen.

„Es war noch in der Räuberzeit", so nennt man hier zu Lande die Zeiten des Faustrechtes, „da reiste einst durch's Luch ein vornehmer Herr, aber unter seiner glänzenden Kleidung verbarg sich ein Geächteter. Die Feinde hatten auf seinen Kopf einen hohen Preis

gesetzt, nimmer aber hatte ihn Jemand zu fangen vermocht; er fand zu rechter Zeit stets einen Ausweg; die Hufe seiner Pferde waren z. B. mit verkehrten Eisen beschuht, so daß seine Verfolger nie wußten, wo er sich aufhielt. Seinem Diener aber blendete das Gold und der Reichthum dieses Herrn die Augen; er faßte den Plan, seinen Gebieter zu ermorden. Als sie nun einst in dunkler Nacht zu der Stelle, wo jetzt das Kreuz steht, gekommen waren, stieß der Diener sein Schwert dem Voranreitenden in den Leib. Den Lohn seiner Frevelthat aber erhielt er nicht, denn die Verfolger des Herrn wollten denselben lebendig in ihre Gewalt bekommen, und als sie vernahmen, was der Diener gethan, tödteten sie auch ihn". Der Volksmund verlegt die That in das 17. Jahrhundert.

Aber nicht zur Sühne eines Mordes ist das Kreuz am Kremmer Damme aufgerichtet worden; es ist vielmehr das erste Denkmal hohenzollernscher Geschichte in der Mark. Es war am 24. Oktober, dem St. Kolumbanustage des Jahres 1412, da trafen sich hier im Passe nach Pommern die Herzoge Otto und Kasimir von Stettin mit den Völkern des neu in die Mark gekommenen Statthalters Friedrich von Nürnberg in blutigem Kampfe. Die Märker wurden von Graf Johann von Hohenlohe, einem jugendlichen Freunde des Burggrafen, geführt. Hin und her schwankte die Waage

des Sieges, bis endlich die Brandenburger den Kampf aufgaben; ihre Tapferkeit hatte es nicht vermocht, die Pommern zu überwinden, aber dem weiteren Vordringen derselben in die Mark war wenigstens ein Ziel gesetzt. Mit theurem Blute hatten die Märker den Tag zahlen müssen; der Graf von Hohenlohe und der fränkische Ritter Kraft von Lentersheim blieben auf der Wahlstatt; Ritter Philipp von Utenhoven, auch ein süddeutscher Freund des großen Burggrafen, starb bald darauf an seinen Wunden.

Es ist ein dunkler Herbstabend des Jahres 1412. Wir stehen in der Kirche der grauen Brüder vom Orden des heiligen Franziskus zu Berlin. Düster brennen auf dem Altare die Kerzen in der Dämmerung des Gotteshauses; — die vielen Wappenschilder an den Wänden sind nicht mehr zu erkennen; um die gedrungenen Säulen schwebt der Dampf des Weihrauchkessels. Durch die ganze Kirche zieht sich der Geruch welkenden Eichenlaubs, mit welchem drei Särge überreich geschmückt sind, die vor dem Altare stehen. Dort im hohen Chor ist der Boden aufgedeckt, — wir blicken in dunkle Grüfte, — zur Seite in den geschnitzten Chorstühlen sitzen die Mönche. Vor den Altarstufen stehen in düsterm Schweigen Ritter und Geistliche, und ihnen voran, dicht an der Gruft, ein hoher Herr, dessen edle Züge von tiefem Schmerz umzogen sind: es ist Friedrich von Zollern. Jetzt ist

der Segen gesprochen, das dumpfe „de profundis“ ist verklungen, — die Särge werden eingesenkt. Friedrich wirft einen Eichenzweig hinab, dann spricht er ein Gebet und wendet sich ab; — die schweren Grabesplatten schließen sich über den Grüften. Zur Seiten des Chores aber, neben einer wehklagenden mater dolorosa, befestigt ein Ritter ein Banner; es zeigt den rothen Greifen von Stettin; — Graf Hans von Hohenlohe hat es in heißer Schlacht den Pommern abgerungen.

So bestattete Friedrich I. seine Freunde. Wer heute die Klosterkirche zu Berlin, das schönste und ehrwürdigste Gotteshaus der Stadt, die alte Fürstengruft der Bayern, besucht, der findet in ihr noch die Denkzeichen jenes St. Kolumbanus-Tages, der von der Sage so seltsam entstellt worden ist. Vor dem Altare liegt ein großer Stein. Nur mit Mühe lassen sich auf ihm die Umrisse eines Wappens erkennen. Der Schild ist schräg getheilt, die obere Hälfte ist geschacht; auf dem kühn hervorragenden Stechhelm sitzen zwei Adlerflügel, — die Inschrift aber ist verlöscht. Das ist das Wappen der Herren von Lentersheim. Nicht weit davon hing ehedem ein Wappen mit einem schwarzen Zinnenbalken in Silber; die Inschrift meldete, daß der feste Ritter Herr Philipp von Utenhoven sechs Tage nach der Schlacht verschieden sei. Noch heut aber blicken uns von dem uralten Gemälde die Züge des

edlen Grafen von Hohenlohe an. Geschichte und Kunstwerth machen das von Friedrich seinem Freunde gestiftete Todtenschild zu dem merkwürdigsten Alterthume der Reichshauptstadt. In schwarzer Rüstung, bedeckt mit einem weißen Pelzmantel, kniet der jugendliche Graf, bleich und blaß, — etwa ein Dreißiger, — vor dem Heilande, der die Werkzeuge seiner Passion, Geißel und Ysopstab, in den Händen hält. Aus den fünf Wunden Christi strömt das Blut in den Kelch des heiligen Abendmahls, der ihm zu Füßen steht. Ueber dem Haupte des Grafen aber schwebt der Schild mit den beiden hohenloheschen Leoparden, sowie der Helm, auf welchem der roth-weiß getheilte Adler unzweifelhaft in jener Form erscheint, wie er als Kleinod den Helm Johannes von Hohenlohe in der Schlacht geschmückt hat. Die Legende lautet in neuhochdeutscher Uebertragung: „Nach Christi Geburt im 1412ten Jahre an St. Kolumbanus Tage verschied der hochgeborne Graf, Herr Johannes von Hohenlohe, dem Gott genade. Amen."

Das Blut der fränkischen Ritter ist die Aussaat des Hauses Hohenzollern in der Mark gewesen. Wie viel Mühe es gekostet hat, dem tiefzerrütteten Lande eine bessere Zukunft zu geben, ist unserem Volke noch gegenwärtig, mag's auch immer die Schlacht am Kremmer Damm und den jungen Grafen mit dem stillen, wehmüthig schönen Gesicht vergessen haben.

Der Geist großer geschichtlicher Erinnerungen umschwebt noch immer die Stätten, auf denen einst die Schlösser der trotzigen märkischen Adelsgeschlechter standen; dies Friesack mit seiner Thurmruine, dies Plaue, dessen dreizehn Fuß starke Mauern bis auf wenige Reste verschwunden sind. Gar viel weiß der gewöhnliche Mann von der „faulen Grethe", jener märchenhaften Steinbüchse zu erzählen, welche Friedrich I. von den Welfenherzogen erborgt haben soll, um die Schlösser der Quitzow und Rochow zu brechen. In dem köstlich gearbeiteten Geschütze, welches zwischen Zeughaus und neuer Wache zu Berlin aufgestellt ist, sucht manch' ehrsamer Berliner die gewaltige alte Donnerbüchse. Auch in den Bericht über die Unterdrückung der märkischen Adelserhebung haben sich entschieden sagenhafte Züge eingeschlichen. Legendarisch z. B. klingt die Erzählung von der Flucht Hans von Quitzows aus Schloß Plaue, bei welcher er im Röhricht der Havel von den Brandenburgern ertappt und gefangen ward. All' die sagenhaften Ueberlieferungen zu einem Bilde dieser ernsten Zeit zusammengefaßt zu haben, ist das hohe Verdienst des Klödenschen Buches „die Quitzow und ihre Zeit." Mag uns die exakte Geschichtsforschung jetzt Vieles anders darstellen; — ein Charakter dieser Zeit ist unwandelbar derselbe geblieben: der ernste und milde Friedrich I., von dem schon die gleichzeitigen Dichter sangen:

„Ach reicher Gott, der Fürste gut,
Allzeit sei er in Deiner Hut,
Durch Dein viel theures, heil'ges Blut;
Sein Sinn steht nur nach Frieden.

Darzu sein' edle Frane zart,
Laß sie von Dir sein nicht geschaart,
So sind sie beide wohlbewahrt
In Deinem ew'gen Reiche."

15. Der Hohenzollern Kurhut und Schwert.

Eine sehr sinnige und bedeutungsvolle Sage wird von dem Kurhute Friedrichs I. erzählt:

Als er, noch Burggraf zu Nürnberg, auf Burg Hohenzollern die Boten des Kaisers empfangen hatte, welche ihm verkündigten, daß ihm die kurfürstliche Würde zuertheilt werden sollte, und ihn zur Belehnung nach Konstanz riefen, trat um die Stunde der Mitternacht, als er schlaflos auf seinem Bette lag, eine Erscheinung vor sein Auge, ein wunderholdes, liebliches Wesen, halb Jungfrau, halb noch Kind, wie uns die Engel geschildert werden. Der Hohenzoller, erschreckt und doch zugleich freudig erregt, vernahm Worte der Weissagung für sein Haus und seine Regierung, die ihm nie geahntes Glück verhießen, und erhielt zuletzt von dem Engel einen köstlichen, hell-

leuchtenden Edelstein, „zum Schmuck für seine Krone“. Am nächsten Morgen glaubte der Fürst, der endlich doch den Schlaf gefunden hatte, daß er nur geträumt habe, der Stein aber, welchen er aus des Engels Hand erhalten hatte, lag vor ihm, jetzt freilich nicht mehr leuchtend in Farbengluth wie in der Nacht, sondern unansehnlich, glanzlos und trübe. Friedrich I. aber warf den Stein nicht weg, sondern schloß ihn in eine Truhe ein, um ihn sorgsam aufzuheben. Jetzt nahten Jahre des Kampfes und der Kurfürst vergaß fast das wundersame Geschenk. Nach manchem schweren Streite aber kam endlich der Tag, daß zu Berlin auf dem hohen Hause die Märker ihm als Kurfürsten huldigen sollten. Als nun sein Leibdiener ihn schmückte und ihm den diamantenbesetzten Kurhut aufstülpen wollte, bemerkte derselbe zu seinem großen Schrecken, daß grade der köstlichste Edelstein aus seiner Fassung herausgebrochen war. Da entsann sich der Kurfürst des Steines, welchen ihm einst der Engel übergeben hatte, — er ließ ihn holen und paßte ihn in die Lücke hinein. Kaum aber hatte der Stein das Gold berührt, so saß er festgefugt in demselben, — er war nicht mehr herauszudrehen und leuchtete heller denn all' die andern Edelsteine. Als Talisman für das Glück des Hauses Hohenzollern, sagt die Tradition, habe er sich nun von Kind zu Kindeskind fortgeerbt, das kostbarste Stück der brandenburgischen Krone.

Die spätere Erdichtung tritt in dieser Sage offen genug hervor; — dennoch aber, — wie schön ist die Symbolisirung derselben, wenn wir den Stein aus des Engels Hand als die gottverliehene Liebe des Volkes, als den edelsten Schmuck der Hohenzollernkrone, auffassen, welcher auch erst nach langen Kämpfen dem von fremder Erde gekommenen Geschlechte zufallen konnte!

Doch nicht von dem Kurhute allein, auch von dem Schwerte der Zollern wollten wir erzählen, freilich nicht von einem kostbaren Stück irgend welcher Art, sondern von dem Schlachtschwert, das die ersten Zollern, der gütige und der eiserne Friedrich, geführt haben. Die lorbeerbekränzte Waffe und die Heldenthaten, welche sie verrichtet hat, sind mehrfach von alten Sagen umwunden. Versuchen wir dieselben aus den Schlachtberichten alter Chroniken auszuscheiden.

Begebenheiten, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen, wurden damals allgemein bekannt durch die Dichtungen fahrender Gesellen. Dieselben geben uns die Kriegsthaten jener Tage oft in sehr anschaulichem, derbem und humoristisch gefärbtem Bild, natürlich voller volksthümlicher Zusätze und Sagen. So haben wir ein märkisches und ein pommersches Lied über die berühmte Schlacht von Angermünde im Jahre 1420, durch welche diese Stadt und der südliche Theil der Ukermark wieder für Brandenburg gewonnen

wurden. Der Markgraf, namentlich aber der Edle Kaspar Gans zu Putlitz durften die Ehren des Tages für sich in Anspruch nehmen. Wir lassen das Lied der Märker in hochdeutscher Uebertragung folgen und bemerken vorher nur, daß von dem pommerschen Kriegsliede nur eine, aber höchst interessante Strophe erhalten ist. Der Marschall Detlev von Schwerin, ein greiser, wohlerfahrener Kämpe, will den unvorsichtigen Herzog Otto von Pommern von dem Kampfe zurückhalten, — der Herzog aber höhnt ihn:

„Her Detloff, ji furchten ju styf,
Ju is leide vor juwe junge lyf
Unde vor juwe schoene wyf,"

und das böse Wort, — es treibt den edlen Schwerin in den Tod, gleichwie ein unfreundliches Wort des großen Friedrich nach mehr denn drei Jahrhunderten Herrn Kurt von Schwerin in der Prager Schlacht in das mörderische Feuer der österreichischen Geschütze getrieben haben soll.

Der märkische Dichter, ein Schmiede-Knecht, Köne Finken, der sicherlich „mit dabei war", berichtet von der Schlacht in folgender Weise:

„Wir wolln singen einen neuen Reigen,
Nach dem Winter kommt uns der Mai,
Das haben wir wohl vernommen,
Daß Ketz'r-Angermünd gewonnen ward;
Das nahm der Markgraf fromme.

Bischof Magnus, der viel edle Mann,
Der die Mauer zuerst erklamm
Vor den Hofleuten allen,
Verdiente wohl vier und fünfzig Schock
Mit seinem ersten Erklimmen.

Janike von Briesen ließ sich ausjagen
Von Ketz'r-Angermünd bis zum Greifenhagen;
Er kündete neue Mähre;
Zu Stettin an des Herzogs Hof
Sprach er zu seinem Erbherren:

„Gnädiger Herr, das sei euch bekannt,
Ketz'r-Angermünd und das stolper Land
Die sind gar so verdorben.
Das thut euch Markgraf Friedrich;
Sie sagten, er wäre gestorben."

Der Herzog ließ zusammen laden
Der Deutschen mehr noch denn der Polen;
Selbst ritt er an der Spitzen.
Nach dem Vierraden auf's hohe Haus;
Da aßen sie süße Fische.

Dann ritten sie von dem Vierraden davon:
„Folgt nach, Städte und edle Mannen,
Folgt nach der Landesfahne!"

* * *

Sie kamen vor Angermünd' auf den Plan;
Die Thore war'n ihnen weit aufgethan;
Sie ritten hinein mit Schalle.
Sie riefen allzumal: „Stettin!"
Brandenburg wäre gefallen.

Die Gans von Putlitz lag hinter dem Graben;
Wie grimmig streckte sie ihren Kragen
Ueber die Greifen alle.
Die Greifen hatten die Flügel verloren,
Der Adler schwebte darüber.

Die Gans war des Muthes also voll,
Durch die Mauer brach sie eine Höhl',
Durch die harten Feldsteine.
Da sie zum Markte war'n gekommen,
Da war'n ihrer zehne vor einen.

Die Schwerter gingen den „Klinker die Klank"
Herr Detlev von Schwerin war auch damang,
Den Preis wollt' er erwerben,
Drum mußte Herr Detlev von Schwerin
Für seinen Erbherren sterben.

Da nun der Herzog das gesach,
Daß Herr Detlev vor ihm lag,
Gespießet als ein Braten: —
„Ach milder Christ vom Himmelreich,
Wär'n wir nun zum Vierraden!"

Da sprach des Herzogs nächster Knecht:
„Gnäd'ger Herre, wären wir nur weg!
Wär'n wir nun aus dem Thore!
Ich schwöre es euch bei Treu und Glauben,
Den Preis hab'n wir verloren."

Der Herzog kam wohl vor das Thor,
Dem Rosse gab er schnell die Spor'n,
Sein Traben mußt er lassen.
Zu dem Vierraden aufs hohe Schloß,
Darein ward er gelassen.

Er ging sich an die Burgzinn' zu stell'n;
Sein Haupt legt er zum Fenster hinaus
Vor Jammer und vor Leide:
„Ketz'r-Angermünd, du viel gute Stadt,
Wie kläglich muß ich von dir scheiden!"

Der uns dies neue Lied gesang,
Ein Schmiedeknecht ist er genannt:
Er heißt sich Köne Finken.
Er führt ein Hämmerlein in seiner Hand;
„Gut Bierchen" mag er wohl trinken."

Im weiteren Verlaufe dieses Pommernkrieges zog sich der entscheidende Kampf um die Stadt Prenzlau zusammen. Durch Verrath war die reiche und feste Hauptstadt des Uckerlandes in die Hände der Pommern gefallen; die Bürgermeister Zabel Grieben und Klaus Belz hatten dem Ritter Klaus von Köppern, dem pommerschen Feldherrn, welcher sich als Tagelöhner in die Stadt eingeschlichen hatte, das Amt des Thorwärters an der blindower Pforte gegeben, und als in der Fastnacht die Bürger ihren Rausch und ihre Schmausereien verschliefen, ließ der Ritter die Pommern ein. Herzog Otto von Stettin war mit dem Verrathe wohlzufrieden, wenn er auch die Verräther haßte. „Hättet ihr euch als biedere Männer gezeigt", rief er den Bürgern bei der Huldigung zu, „und wäret ihr nicht so feige Memmen gewesen, so hätt' ich eure Stadt nimmer gewinnen können". Davon sagte man später,

als nun die Bürger gar finster drein schauten: „Er sieht aus, als wenn er Prenzlau verrathen hätte".

Markgraf Johann, der Statthalter des im Reiche weilenden Kurfürsten sollte sich den Ruhm erwerben, Prenzlau wieder mit der Mark zu vereinigen. Die brandenburgische Partei in der Stadt setzte sich mit ihm in Verbindung; in einer Augustnacht 1426 rückte er vor die westliche Seite der Stadt. „Ein treu ergebener Bürger", wird nun erzählt, „Rodinger, der Befehlshaber der Stadtknechte, war zur Stelle und führte die Märker durch Sumpf und Wiesen und trug auf seinen starken Schultern den Markgrafen durch die Uker, in der Dunkelheit der Nacht durch eine ausgesteckte Leuchte geleitet. Dicht vor dem Ufer drohte der Rodinger unter der Last des geharnischten Ritters zu erliegen, da feuerte ihn Prinz Johann mit dem Worte an: „Halte dich wohl, mein Mann, du trägst die Mark Brandenburg auf deinem Rücken!" Der Ueberfall gelang, die Schlachtrufe „Brandenburg!" „Stettin!" erklangen durch die fackelbeleuchteten Straßen; die Pommern wehrten sich muthig, mußten endlich aber doch weichen".

Die That des Rodinger ist sagenhaft. Ganz das Gleiche wird auch von dem starken, pommerschen Ritter Küssow erzählt, welcher den Herzog Bogislaw X. durch einen Sumpf unweit von Pyritz getragen haben soll.

Ein späterer Dichter der Mark, Georg Rollenhagen, der bekannte Verfasser des Fröschmäuselers, bezieht sie auf seine Familie und sagt, als der Frosch Pausack mit dem Mäuslein Bröseldieb auf dem Rücken untertaucht:

„So that nicht Marquard Rollenhagen,
Als er Markgrafen Ludwig wolt tragen
Durch die Uckr bei Nacht in der Stadt,
So von Prinsla ihren Namen hat;
Und der Herr sprach ohn' Unterlaß,
Wie er ihm auf den Achseln saß:
„Steh' fest, mein Mann, es wird sonst arg,
Du trägst die brandenburger Mark."
Er trug ihn sicher, leiß und wohl,
Wie man sein Herren tragen soll,
Daß es der Pommer nicht erführ,
Der belagert hat Thor und Thür,
Bis der Markgraf die Leut ermahnt,
Und den Feind austrieb aus dem Land."

Ein andrer Hergang also, — aus der Regierungszeit Ludwigs des Bayern. Welche Form der Ueberlieferung die geschichtlich wahre ist, läßt sich schwerlich mehr entscheiden; eine Familie Rodinger erscheint von 1306 bis 1500, aber nicht zu Prenzlau. —

Im Jahre 1432 brachen die Hussiten in die Mark ein; von Frankfurt aus, wo ihnen das wehrhafte Bürgerthum dieser Stadt rühmlichst widerstand, ergossen sie sich über das Land Lebus und den Barnim; der Dom zu Fürstenwalde wurde zerstört, das unglück-

liche Landvolk floh in die festen Städte, aber sein Hab und Gut ging in Flammen auf. Im März lagerten die böhmischen Krieger vor der damals außerordentlich festen Stadt Bernau, deren schöne Thorthürme noch heute als ein Glanzstück mittelalterlicher Befestigungskunst die Aufmerksamkeit des Wanderers fesseln.

Hier wurde den Hussiten durch den Muth märkischer Bürger und das schützende Schwert der Zollern ein Ziel gesetzt. In dem bernauer Stadtbuche finden wir folgende alte Notiz:

„Im Jahre des Herrn 1432, am Tage des heiligen Georg, des Märtyrers, am Mittwoch der Osterwoche (12. März), kamen die Böhmen, indem sie diese, unsere Stadt erobern und verwüsten wollten, welche vielmals grausam und mit wilder Hand uns angriffen, denen wir mit der Hülfe Gottes und des heiligen Georg tapfer Widerstand geleistet haben. Auch wurden ihrer Viele durch uns vor unserer Stadt getödtet und verbrannt. Daher haben wir, die Bürgermeister Hermann Lütke, Hans Berkholz, Georg Sachtleven und Hermann Arntze, in gegenwärtiger Zeit die Leiter der Stadt, und die Rathsherren und alle Einwohner demüthig und fromm mit allen Geistlichen gelobt, in Ewigkeit das heilige Osterfest mit einer Prozession durch die Stadt zu feiern und dabei zur Verehrung des allmächtigen Gottes und des heiligen Georg auf dem

Markte ein Tedeum laudamus zu singen. Hierauf soll einmüthig nach der Kapelle des h. Georg gezogen und daselbst die höchste Messe gesungen werden." Die Stiftung erklärt sich leicht aus der Furcht vor den Gräueln, welche mit der Eroberung einer Stadt durch die wilden Schaaren des großen Prokop verbunden waren. Es muß in alter Zeit ein lieblicher Anblick gewesen sein, die Bürgerschaft in ihren Festgewändern unter dem Vortritt der reichgeschmückten Geistlichkeit nach dem Kirchhof des kleinen Hospitals zu St. Georg vor der Stadt ziehen zu sehen. Dann, unter den Bäumen, welche in ihrem ersten, lenzesfrischen Grüne prangten, hielten die bunten, wallenden Kirchenfahnen; der Propst der St. Marien-Kirche sang drinnen die Messe, aber das kleine Kirchlein konnte die Andächtigen alle nicht fassen. Mit der Herrlichkeit des alten, weitberühmten bernauer Bieres ist auch der Glanz der alten Prozession gefallen; noch immer aber wird ein feierlicher Umzug am Montag nach Rogate in der kleinen, stillen Stadt gehalten.

Ueber den eigentlichen Verlauf des Kampfes geht aus jener Urkunde selbst nichts hervor. Drum hilft uns hier die Sage wieder aus. Sie spricht von einem gewaltigen Sturme der Hussiten auf die Stadt, oben aber auf den Mauern hätten die Weiber und Kinder gestanden; durch den heißen Brei, das siedende Wasser und Oel, welches sie unablässig herabgegossen hätten,

wären die Böhmen zum Abzug gezwungen worden. Deshalb das Sprüchwort:

„Der bernauer Brei
Macht die Mark hussitenfrei!"

Eine andere Erzählung aber sagt uns, daß die Hussiten durch ein großes Lagerfest sich für den St. Georgs-Tag zum Kampfe untüchtig gemacht hätten. Ein Bettler brachte die Kunde nach der Stadt, daß die Böhmen der Macht des Weines unterlegen seien; da beschlossen die Bürger einen Ausfall zu machen. Furchtbar wüthete ihr Schwert unter den trunkenen Kriegern, und als das Lager schon, in Brand gerathen, weithin leuchtete, da sprengte ein jugendlicher Zollernheld mit seinen Reitern von der andern Seite in die Zeltgassen hinein; Friedrich war's, der spätere Eisenzahn, nach anderm Berichte sogar der jüngere Bruder, der erst 17jährige Albrecht. Jetzt war die völlige Niederlage der Hussiten entschieden. Sie ließen den größten Theil ihres Heergeräths zurück und eilten in wilder Flucht davon. Noch heute zeigt man auf dem bernauer Rathhause unter einer Menge von Trophäen dieses Tages auch den Sattel des Feldherrn Kosca.

Die Sage erzählt uns aber noch weiter von dem Orte des großen Ueberfalls. Er ist nach ihr geschehen auf dem Felde, wo die Panke entspringt, und das Blut der Feinde ist hier in so gewaltigen Strömen vergossen worden, daß der Boden bis auf den heutigen

Tag davon roth gefärbt erscheint. Er heißt deshalb das Blutfeld oder das rothe Land.

So hätte sich nach der gewöhnlichen, aber unsicheren Ueberlieferung der eiserne Friedrich II. bei Bernau die Sporen verdient. Verfolgen wir ihn nun auf seinen weiteren Kriegeszügen.

Es war im April 1448, als der Eisenzahn vor der Stadt Berlin lag, die nun schon seit mehr denn sechs Jahren ihm zu trotzen wagte und die von den großen Geschlechtern tapfer genug vertheidigt wurde. Es war ein letzter tragischer Kampf der niedergehenden städtischen Freiheit mit der aufsteigenden fürstlichen Allgewalt. Auf wessen Seite der Sieg sein würde, war von Anfang an nicht zweifelhaft. Friedrich der Eiserne erzwang sich die Oeffnung der Thore Berlins, — auf welche Weise aber ist zweifelhaft. Da tritt wiederum die Sage helfend mit ihrem Berichte ein. Der alte Hastitz erzählt, ein Bürgermeister habe unter dem Vorwande, das heilige Grab zu besuchen, dem Markgrafen die Thore geöffnet oder ihm wenigstens die Nachricht gebracht, daß ein Sturm in der regnerischen Frühlingsnacht, in welcher die Wächter lässiger ihren Dienst versahen, gelingen werde. Andere Chronisten behaupten dagegen, der unbeständige Sinn des niedern Volkes habe selbst die Riegel von den gewaltigen Stadtthoren zurückgezogen. — Es ist Mitternacht. Auf dem hohen Hause in der Klosterstraße hat

der siegreiche Fürst die Herren der Stadt um sich versammelt; — er steht im Kreise seiner Ritter; düster leuchtet die Fackel welche ein Knappe hochhält, auf seiner Rüstung wieder, sie bescheint ein wild erregtes, von Regen übergossenes Gesicht, von dem er mit zornig schneller Bewegung die Stahlhaube gerissen hat. „Und hiermit nehm' ich euch als Verräthern Lehen, Münze und Mühlen, — ich zerreiße eure Privilegia!" so rief er und ließ die Rathsherren abführen. Da war es aus mit der alten Freiheit von Berlin; — und den, der des Aufstandes Seele gewesen war, den Bürgermeister Berend Ryke, — den traf draußen auf der sandigen Höhe des Fläming's der mörderische Stoß eines Ritters, der sich des Hofes Bank, gewiß gegen den Willen des strengen, aber edlen Fürsten, verdienen wollte; — der kühne Verfechter städtischer Unabhängigkeit fand sein Grab zu Wittenberg in der Verbannung.

Geschichtliche Wahrheit vermischt sich hier unbedingt mit sagenhaften Zügen. Aus der gewaltigen Erregung der Bürgerschaft über den Fall ihrer Freiheit ist die Sage von dem Verrathe des Bürgermeisters hervorgegangen. Wohl kennen wir die Namen der damaligen Rathsmitglieder; — von einem Verrathe aber zeigt sich keine Spur, — ausnahmslos alle Rathsgeschlechter wurden von der Rache des Kurfürsten betroffen.

Wie sein Vater und sein Bruder hatte auch Friedrich II. das Schwert zu ziehen, um die Ansprüche

der Mark auf Pommern aufrecht zu erhalten und grade ihm fiel die schwerste Aufgabe zu, als es nach Herzog Ottos III. frühem Tode galt, den Wolgastern, den Herzogen Erich und Wartislaw, das rechtlich an Brandenburg heimgefallene Erbe Stettin zu entreißen. Auch die Geschichte des nun sich entspinnenden pommerschen Erbfolgekrieges ist in einzelnen Theilen nur sagenhaft uns überliefert worden, und wenn auch die Verschwörung der märkisch Gesinnten unter den Pommern zu Schillersdorf, bei der Kirchhofslinde, wenn auch selbst das Einverständniß mit Bürgermeister Albrecht von Glinden zu Stettin, behufs Ueberrumpelung der Stadt historische Wahrheit wäre, — sicher ist das Sage, was uns der niederdeutsche Geschichtsschreiber Kantzow erzählt, daß nämlich bei der Belagerung von Ukermünde ein Bruder Augustiner, ein geschickter Büchsenmeister und würdiger Schüler Berthold Schwarzens, dem Kurfürsten, der in seinem Zelte tafelte, die Schüssel vor dem Munde weggeschossen habe. Wir kennen die Stelle, auf welcher das brandenburgische Lager sich befand; — es war unmöglich, die Steinkugeln von den Thürmen der Stadt bis dahin zu schleudern. Wir werden daher nicht irren, wenn wir das Abenteuer vor Ukermünde nur als eine Erfindung pommerscher Satire gegen die Mark betrachten.

Noch einmal übt in den Kriegen zwischen Pommern und der Mark die Sage ihr lustiges Spiel, indem sie

die Eroberung von Garz, ein Ereigniß, welches indessen bereits in's Jahr 1477, also unter die Regierung des Markgrafen Albrecht Achilles fällt, dichterisch ausschmückt. Auch hier fließen nur pommersche Quellen, und sie nennen bezeichnend genug das wichtige kriegerische Ereigniß „Herrn Werners von der Schulenburg Kindtaufe." Auf der festen Grenzburg Garz, ursprünglich einem pommerschen Schlosse, das aber in die Gewalt der Märker gefallen war, saß nämlich als des Markgrafen Vogt der Ritter Werner von der Schulenburg, gleich ausgezeichnet als Kriegsmann wie als Diplomat. Der wackere Herr aber hatte doch manchmal ein klein wenig von zwingherrlicher Rücksichtslosigkeit an sich, und wenn er seine glänzenden Feste auf Burg Garz abhielt, mußte der pommersche Adel der Umgegend ihm nicht unbedeutende Lieferungen an allerlei guten Dingen entrichten. So bildete sich denn ganz in der Stille zwischen dem Herzog Wartislaw X. von Stettin und den edeln Familien der Brusehaver, Schönebeck und Pakulent ein Einverständniß, den lästigen märkischen Gast um Alles in der Welt zu beseitigen.

Auf Misericordias domini 1477 wollte Herr Werner ein stattliches Kindtaufen ausrichten. Für seine vielen Gäste brauchte er Hafer und wie zum Spott schickte er zu Herrn Bartholomäus Brusehaver, erbgesessen zu Brusenfelde, einen Knecht mit dem Auftrag, den Hafer für ihn einzufordern. Der Landedelmann war bereit;

er sagte dem Knecht, daß er den nächsten Montag, grad' den Tag nach der Taufe, ein Gewerbe in Stettin hätte. In aller Frühe würde er den Hafer dann auf der Fahrt nach Stettin in Garz abladen, — er käme ja den Gästen noch zurecht; nur möchten auch die Thore der Veste recht früh offen sein.

Es war aber dermalen das Schloß Garz fast ein uneinnehmbarer Platz. Dem Ankommenden zeigte sich zuerst eine gewaltige Bastei mit hohem Thurm; — hinter ihr floß ein Oderarm, über welchen ein durch den Thurm gedeckter schmaler Damm zu der Stadtbrücke und dem Stadtthore hinführte. Ueber die Brücke und durch das Thor hindurch gelangte man dann zu dem uralten, an der Oder liegenden Schlosse, auf welchem schon die heidnischen Pommernfürsten gesessen hatten. Bartholomäus Brusehaver faßte nun den Plan, durch List das feste Schloß zu gewinnen; er verabredete sich mit den Nachbarn, auf den acht großen Getreidewagen Bewaffnete zu verbergen und sie in's Schloß zu bringen; der alte Herzog Wartislaw sollte mit seinen Rittern auf Kähnen zur gleichen Zeit vor dem stettiner Thore der Stadt sich einfinden, welches ihm von den pommersch gesinnten Bürgern von Garz geöffnet werden würde.

So ging der abenteuerliche Zug des Bartholomäus Brusehaver auf die Veste los. Die Fuhrleute der acht Wagen waren frische, wehrhafte Landleute, den

Harnisch unter dem Frieskittel tragend; — gute Spieße befanden sich in Menge auf den Wagen. So gelangten sie vor Garz. Auch die Besatzung hatte ihr Theil vom „Kindelbier" erhalten; — die Wächter des ersten Thurmes mußten munter geschrieen werden; sie ließen den Brusehaver ohne Arg passiren. In der Stadt war noch Alles, Alles still. Schnell wurden die Wächter ergriffen und niedergemacht. Als die kühnen Pommern aber an die Stadtbrücke kamen, bemerkten sie zu ihrem Schrecken, daß bereits Zimmerleute thätig waren, die Brücke auszubessern und daß deshalb mehrere Planken ausgehoben waren. Es galt die höchste Eile und Entschlossenheit, sollte der Anschlag nicht offenbar werden. „Wir müssen zu dem gestrengen Herrn!" rief Bartholomäus. „Ihr wißt, wie hart er Ordnung hält!" Gegen ein gutes Trinkgeld legten die Zimmerleute die Bohlen wieder über die Brücke, die Pommern kamen zum Stadtthor, sperrten dasselbe mit ihren Wagen und warfen die Zimmerleute in's Wasser. Jetzt brachen auch die Reisigen der Städte Stettin und Stargardt hervor, welche, von Matten bedeckt, in zehn Kähnen an der Brücke lagen; Brusehaver eilte mit seinen kühnen Gesellen in die noch morgenstille Stadt, — befreundete Bürger sprengten das stettiner Thor und ließen den Herzog Wartislaw ein. Schnell war Markt und Kirchhof besetzt; auf allen Gassen ertönte der alte Ruf: „Horsa Stettin!" Auch Blut mußte

fließen, da einige Bürger sich zur Wehre setzten. Schon stürmten die Pommern das Schloß, — da erst ermunterte sich Herr Werner aus seinem Schlafe und Rausche. „O weh!“ rief er, „zu lang geschlafen!“ Ein umsichtiger Kriegsmann, sah er sofort, daß das Schloß nicht zu halten sei und zog sich auf das feste Thor von Vierraden zurück. Mehrere Tage wehrte er sich hier noch mit dem Muthe der Verzweiflung. „Ich muß dich ausräuchern, Werner!“ rief der Herzog nach dem hohen Thurm hinauf, als der Ritter nichts von Ergebung wissen wollte, und ließ dann große Feuer um das Thor anzünden. Erst nachdem er mit seinen wenigen Gesellen dem Flammentode nahe gebracht war, ergab sich der märkische Hauptmann. Herzog Wartislaw reichte ihm die Hand, — Werner schlug ein, meinte aber, sich die Panzerringe lüftend, so ungern habe er seine fürstlichen Gnaden niemals gesehen. Trotz des vergossenen Blutes wurden Herzog und Ritter einander so ziemlich befreundet.

In dieser Fassung lebte der kühne Handstreich des Bartholomäus Bruseha ver auf Garz lange Zeit im Munde des Volkes, ehe derselbe aufgezeichnet ward. Mag auch mancher Zug hinzu gedichtet sein, im Großen und Ganzen wird sich die seltsame Aventure auf geschichtliche Wahrheit gründen; auch enthält die Erzählung nichts, was etwa mit der damals üblichen Kriegsführung in Widerspruch stände.

Alle die voranstehenden mehr oder minder mythischen Ereignisse sind durch den pommerschen Geschichtsschreiber Kantzow aufgezeichnet worden. In der Wüste des alten Chronikenstyls bilden sie erfreuende Oasen, auf denen der Wanderer gerne ausruht und sich an kühner That erfreut. Es liegt im Geiste der kritischen Geschichtsschreibung, gegen solche Erzählungen mit peinlichster Forschung oder vornehmer Geringschätzung a priori vorzugehen; — wir meinen indeß, man möge immerhin die alten Geschichten passiren lassen, — sie sind ein nicht unerfreuliches Beiwerk der Historie. Und schließlich, — auch die Winde, welche sich an dem Baumstamme hinaufrankt, auch das blühende Moos, das auf seiner Rinde wuchert, ergötzt ja unser Auge! —

16. Im alten Schlosse zu Kölln an der Spree.

Ein „Zügel der alten Freiheit“, so erhoben sich bald die Mauern der markgräflichen Burg zu Kölln über die Dächer der Bürgerhäuser in den beiden Schwesterstädten, nachdem der eiserne Friedrich 1448 den Grundstein zu diesem festen Hause gelegt hatte. Im Jahre 1451 konnte das Schloß bezogen werden. Es bildete ein nicht eben weitläufiges, aber hochragendes Gebäude; Zinnen, Fenster und Portale waren mit dem letzten Schmuck ersterbender Gothik verziert; die Zimmer, überdeckt von Gewölben, nur wenig erhellt durch die runden, bleigefaßten, hier und da mit bunten Heiligen oder Wappen geschmückten Scheiben, boten grade bei ihrer geringen Geräumigkeit im Winter trauliche Aufenthaltsorte; — im Sommer

wurden sie wenig benutzt. Ein paar Thürme flankirten wahrscheinlich die Spreeseite des Gebäudes. In der ihm eigenen schwärmerischen Frömmigkeit wandelte Friedrich der Eisenzahn, als er von Land und Leuten schied, um seine letzten Tage im sonnigen Franken zuzubringen, seine Hauskapelle zu einem Domstifte um. Es war am 20. Januar 1469. Düster flammten in dem dämmernden Raume der Kapelle die Kerzen, würzig dufteten die Kiefernbüschel, mit welchen der Boden bestreut war. Vor dem Altare, umgeben von den Söhnen der Grafengeschlechter des Frankenlandes, den Hohenlohe, Oettingen und Helfenstein, den anhaltinischen Herren und den Edeln des eignen Landes kniete Friedrich II. Ueber dem Purpurkleide mit dem Hermelinkragen trug er die blitzende Kette des Schwanenordens; — wie aber auch ihre Glieder schimmerten, diese silbernen Sägen mit den purpurrothen Herzen dazwischen, dieses goldene Marienbild und der schneeweiße Schwan unten in der Binde, — diese tiefsinnigen Symbole bedeuteten doch nur Schmerz und getäuschte Lebenshoffnungen, — Pommern war unbezwungen, und dem Fürsten selbst war kein Erbe gegeben; seine Söhne waren von ihm geschieden. Heute dachte Friedrich aber nicht an das, was ihm mißlungen war, — nein, er blickte mit innigem Danke darauf hin, daß ihn die Vorsehung in anderen Dingen so reich gesegnet hatte. Deshalb legte er, nachdem der

Gottesdienst geendigt war, in die Hand des Geistlichen eine Urkunde, welche die Schloßpfarre zu einem Domstifte erhob.

In der alten Burg von 1451 haben auch Albrecht Achilles, — dieser freilich nur sehr selten, — Johannes Cicero und Joachim Nestor geweilt. Hier war es, wo der weise Johann mit den Gelehrten Deutschlands verhandelte, um auch seinem Lande eine hohe Schule zu geben, — hier prägte er die Grundsätze einer wahrhaft väterlichen Regierung dem hochsinnigen Jünglinge ein, welcher nach ihm des Staates Zügel ergreifen sollte. Oft mag hier der Vater dem Sohne das ernste Wort zugerufen haben, welches er ihm, nachdem er zu Arneburg gestorben, auch schriftlich hinterließ:

„Deinen Fürstenthron wirst du nicht besser befestigen, als wenn du den Unterdrückten hilfst, wenn du den Reichen nicht nachsiehst, falls sie die Geringen überwältigen, und wenn du Recht und Gleich einem Jeden angedeihen läßt."

Wie Joachim I. den Lehren des Vaters nachgelebt hat, ist allbekannt. Ob aber nicht vieles, was grade von seiner Strenge, dem Adel gegenüber, erzählt ist, ganz in's Gebiet der Sage gehört, muß dahingestellt bleiben. Sicherlich ist die Geschichte der Verschwörung des Junker von Otterstädt und seiner Genossen gegen ihn poetisch ausgeschmückt; — sichere Zeugnisse der massenhaften Hinrichtungen des Adels

sind uns nicht bekannt. Sagenhafte Züge haben sich auch in die Geschichte der Flucht Elisabeths von Dänemark, der Gemahlin Joachims, aus dem berliner Schlosse eingeschlichen. Nicht der Junker von Dolzig und Eva von Bredow, wie Wilibald Alexis erzählt, sondern ein Götz und die Kammerfrau Ursula von Zettwitz begleiteten die Kurfürstin in jener verhängnißvollen Nacht. Ganz wie eine Legende klingt es, wenn Haftitz von der Flucht der Fürstin erzählt:

„Hernach sind sie auf einem Wagen gesessen, der auf sie gewartet und davongefahren, und da ihnen der Teufel allerlei Rumores und Impedimenta in den Weg geworfen und sonderlich, daß ein Rad am Wagen ist etwas schadhaft geworden, ist die fromme Fürstin auf die Kniee gefallen, hat Gott treulich angerufen und ihren Schleier sammt Vortuch um's Rad gebunden und in Gottes Namen fortgefahren, bis sie den anderen Wagen erreicht".

Joachim I. residirte seit der Flucht Elisabeths allein im Schlosse. Da konnte es nicht fehlen, daß das alterthümliche Gebäude, aus dem jetzt kein Klang der Freude, kein Festesglanz mehr in die Außenwelt drang, dem Volke immer düsterer erschien. Dachte sich doch das Volk seinen Fürsten nur von Schwarzkünstlern und bösen Geistern umringt!

Wir würden irren, wenn wir die Hohenzollern zu Ausgang des Mittelalters einer besonderen Hinneigung

zur Nekromantie und Alchemie zeihen wollten. Diese Lieblingsbeschäftigungen von Fürsten und hohen Geistlichen treffen wir schon im frühen Mittelalter an; besonders aber erobern sie sich die Herzen im Zeitalter des aufklärenden Humanismus. Schon Markgraf Johann, der Alchemist genannt, Sohn Friedrichs I., hatte sich vielfach mit der schwarzen Kunst befaßt. Eine ganz ausgesprochene Vorliebe für dieselbe fand sich indeß bei Joachim I. vor, vermuthlich hatte das Beispiel des Abts Trittheim von Spanheim, eines berühmten und dennoch sehr abergläubischen Gelehrten, des Lehrers Joachims I., nachhaltig auf den jungen Fürsten gewirkt.

In dem südöstlichen Eckthurme des Schlosses zu Kölln leuchtete fast regelmäßig des Nachts eine düstere Leuchte weithin über die dunkeln Städte; — dort observirte Joachim mit seinem Hofastrologen Johann Carion. Horoskope wurden gestellt, Sternenaspekte über den Erfolg schwebender Unternehmungen befragt, Prophezeiungen aller Art aus mystischen Büchern und Zeichen herausgelesen. Kometen zogen grade zu jener Zeit flammenden Schwertern gleich über das Himmelszelt; — wollen wir uns da wundern, wenn wir eines Julitages 1525 den Kurfürsten mit seinem ganzen Hofgesinde nach dem tempelhofer Berg ziehen sehen, um dem drohenden Untergange der beiden Städte Berlin und Kölln, welchen Carion prophezeit hatte,

zu entfliehen? Draußen regte sich aber kein Lüftlein, der Himmel blieb heiter und klar, so daß der Kurfürst sich durch die Bitten seiner Gemahlin überreden ließ, am Abend wieder in's Schloß zurückzukehren. Da aber, als der Wagen die Stadt erreicht hatte, zog ein furchtbares Wetter auf; geängstigt sprengten die Rosse in rasender Eile dem Schlosse zu, und als sie grade in das Portal einlenken wollten, da flammte der Himmel tageshell auf; ein furchtbarer Blitz zuckte hernieder und erschlug die vier Pferde vor des Kurfürsten Wagen. Das Begebniß soll einen nachhaltigen Eindruck auf Joachim hinterlassen haben. Wie düstere Ereignisse aber auch den Zeitgenossen durch die geheimnißvolle Sprache der Sterne verkündet wurden, oft leuchtete doch dem Fürsten ein heller Stern auf, wenn er mit Carion auf der hohen Warte beobachtete und rechnete: das war die zukünftige Größe Brandenburgs, welche ihren strahlenden Glanz schon in die düstern Tage seines Daseins warf.

Der Aberglaube des Volkes umgab nach und nach den Kurfürsten mit einem vollständigen höllischen Hofstaat. Da wurde von seinem Jäger erzählt, er könne jeden ihm der Zahl nach in einem Zuge bezeichneten Kranich, jede wilde Gans, die man wünschte, schießen; er könne das Wild bannen, daß es dem tödtenden Bolzen stehen müsse, ja er könne auch eine Nachtigall verzaubern, so daß sie sich auf abgebrochenem Zweige

in des Kurfürsten Zimmer tragen lasse und dort singe. Nicht minder flattete das Gerücht auch die beiden reitenden Boten des Kurfürsten, den alten und den jungen Beyerlin, deren Todtenschilde ehemals in der Thurmhalle zu St. Marien in Berlin hingen, mit wunderbaren Kräften aus. Mit Windeseile richteten sie die Befehle ihres Herrn aus, namentlich als es einst galt, dem Bruder des Landesherrn, dem Markgrafen Albrecht, zum Erzbisthum Magdeburg zu verhelfen. Auch ihnen schien der Teufel, d. i. der verdunkelte Wuotan, seinen Zauber mitgetheilt zu haben, gleich dem Sturmwind durch die Lüfte zu fahren; — eine Gabe, die, wie wir oben sahen, nur den Lieblingen der Götter verliehen wird.

Eine ganz unheimliche Person war ferner ein Mönch aus Landsberg an der Warthe, welchen Joachim an seinen Hof gezogen hatte. Die Ueberlieferung nennt ihn Johann; aller Wahrscheinlichkeit nach war er Franziskaner, denn er wälzte sich im Schmutze des Pöbels herum, wie nur ein Bettelmönch es konnte. Er verstand die Kunst sich unsichtbar zu machen, ob nun durch Farrensamen, den er in die Schuhe gelegt, oder durch andern Zauber, — das weiß man nicht mehr. Ehe der Kurfürst ihn auf sein Schloß Spandau berief, hatte er der tollen Streiche genug verübt; — Häuser hatte er durch sein Toben und Poltern ihren Insassen für immer verleidet, Henkersknechte in un-

sichtbarer Weise furchtbar geschunden und gequält, eben so einen frommen Landesknecht, der sich vermessen hatte, seinem Unfug ein Ziel zu setzen. Endlich beschimpfte er, durch seine schwarze Kunst geschützt, auch ehrbare Weiber. Kurz und gut, — nach den Chroniken möchte es erscheinen, als ob alle Kobolde und Teufel ihr Spiel an eines Fürsten Hofe getrieben hätten, der sich solch' einen Lehrmeister, wie den landsberger Mönch, in den verborgenen Künsten gewählt hatte.

Es bedarf indeß kaum einer Erwähnung, daß die ernste und düstere Gestalt Joachims I. nur durch die Volkssage und durch den in jener Zeit besonders kräftigen Aberglauben in solche Gesellschaft gebracht worden ist. Mochte auch manch' dunkles Gemach damals im Schlosse zu Kölln die Astrologen und Wahrsager Joachims bergen, mochte er selbst dem Glauben an Zauberkunst und Weissagung völlig ergeben sein, — wir können es uns nicht denken, daß dieser Fürst mit Wohlgefallen auf die Späße und Zoten des landsberger Mönchs gesehen hätte. Diese sagenhafte Figur ist eine freie Schöpfung des Volkshumors, ja, der Satire der protestantisch gesinnten Bürgerschaften in den märkischen Städten. Alle Gebrechen der verhaßten altgläubigen Klerisei wurden ihr angedichtet, und doch schwebt über all' den tollen Streichen eine Art von Gutmüthigkeit, die mit ihnen versöhnt. Nicht mit

Unrecht ist diese Figur dem Mönche Ilsan aus dem Rosengarten verglichen worden; — Bruder Johann ist ein grober, ungefüger Gesell, — aber die derbe Zeit verlangte derbe Späße. An die Möglichkeit von Teufelskunststücken glaubte aber der protestantische Berliner damals eben so zuversichtlich wie der Katholik an die Wunder seiner Heiligen; auf den altheidnischen Aberglauben des deutschen Volkes hatte vorerst die lutherische Lehre nicht den geringsten Einfluß.

So war das kurfürstliche Schloß zu Berlin-Kölln, — wir dürfen's nicht leugnen, — im 16. Jahrhundert ein gar verrufenes, finsteres Gebäude. Joachim I. lebte einsam darin, und drum, — so wenig er sonst die Jagd liebte, — es trieb auch manchmal diesen verdüsterten Fürsten hinaus in den frischen, harzduftenden Wald, hinaus in die klare Herbstluft, welche über den Jagdgründen der alten Fürsten, der liebenwalder, grimnitzer und werbelliner Forst so wonnig wehte. So auch einst im Jahre 1534, nachdem die Gemahlin schon lange von ihm gewichen war. Heut schien der Renner unter dem Fürsten nicht müde zu werden, — weit, weit ab von den Waidgesellen jagte er dahin durch die grüne Waldwildniß, auf deren leuchtendem Moose die Strahlen der Herbstessonne mit einander und mit den leise rauschenden Fichtenzweigen spielten. Der Abend brach allmälig herein, — der

Kurfürst ritt auf Liebenwalde zu, wo er die Nacht zubringen wollte. Da springt auf einmal ein gewaltiges Wildschwein vor ihm auf; — er schwingt den Speer, er jagt ihm nach, er treibt's in einen Morast. Jetzt sitzt er ab, faßt den Spieß fest in die Hände und will das ungethüme Thier, das, geängstigt, sich gegen ihn gewendet hat, abfangen. Da springt es wider ihn an, — Feuer sprüht aus dem Rachen und den weit geöffneten Nüstern, — Joachims Speer lodert auf, — aber der Eber ist verschwunden. Nun dunkelt's am Himmel. Soeben glaubte Joachim noch die Glocken von Mittenwalde klingen zu hören, — jetzt ist Alles, Alles still, — nur Ferne am Rande des Morastes fliegen krächzend die Krähen auf. Er sucht und sucht den Weg und findet ihn erst, als von fernher Lichter durch das Holz schimmern. Aber er sieht's, nicht nach Liebenwalde, nach Grimnitz ist er gekommen. Da scheut auf einmal sein Pferd vor einer Anzahl weißer, mondscheinbeleuchteter Steine, aber ein kräftiger Ruck der nervigen Faust bringt es zurecht. Der Fürst kennt den Ort wohl, — es ist Bärenskirchhof und die Sage erzählt, daß hier ein Förster begraben sei, der die Todeswunde von einem getödteten Eber erhalten habe. Die Nächte vorher hatte es aus dem nahen Forst gerufen, daß der „Stumpfschwanz" ihn tödten werde, und als er das erlegte Wild auf den Wagen werfen wollte, fiel der Kopf des Ebers her-

unter; — der scharfe Hauer schlitzte ihm den Schenkel. Joachim dachte der alten Sage; — in Schweiß gebadet, kam er zu Grimnitz an.

Auch ihm war das Erscheinen des Ebers ein Todeszeichen, — er starb anderthalb Jahr darauf. Will aber der Leser das seltsame Abenteuer oder vielmehr die Sage verstehen, so erinnere er sich, daß der Eber ein todtverkündendes Thier ist. Die Bestätigung dafür finden wir in vielen älteren deutschen Sagen, namentlich in der von Hackelbärend. Der letztere Name bedeutet den „Mantelträger". Unter demselben kann Niemand anderes verstanden werden als Wuotan, dessen stehendes Attribut der Mantel ist. Jener Eber ist also Sinnbild des Verderbens, welches selbst die Götter einst treffen muß, und so ist das grimme Thier, welches Hackelbärend-Wuotan tödtet, in der Volkssage ein Vorbote des sicheren Todes geworden.

Nachdem Joachim I. zu seinem Vater bei der heiligen Jungfrau von Lehnin bestattet worden war, änderte sich bald das düstere Aussehen des Berliner Schlosses. Ein junger lebensfrendiger Fürst war an's Ruder gekommen; — jetzt folgte ein Fest dem andern. Joachim II. war ein streitbarer Held; — im Türkenkriege hatte er seine Lorbeern gewonnen und sich mit Ruhm bedeckt, genau so, wie's ihm die Hähne durch ihr Krähen beim Auszuge aus Berlin geweissagt hatten.

Der Fürst aber war mehr noch ein Freund glänzender Feierlichkeiten; — die Bewohner von Alt-Kölln wußten von seinen Ritterspielen zu erzählen, — und vor Allem ein Bewunderer weiblicher Schönheit. Die prunkvollen Feste dieses Herrschers konnten nicht mehr in dem engen, finsteren Schlosse zu Kölln abgehalten werden; ein Neubau erschien als dringende Nothwendigkeit, und mit demselben wurde Kaspar Theiß, ein berühmter Architekt, beauftragt. Er löste würdig die ihm gewordene Aufgabe. Bald erhob sich an Stelle der Zwingburg ein heiterschöner Bau im Style der deutschen Renaissance, den wir uns unter Zuhülfenahme der noch vorhandenen Reste und der Abbildung des alten Merian von 1650 im Geiste wohl noch wieder herstellen können. Ein starker Thurm flankirte die Galerie, welche den Palast mit dem auf dem heutigen Schloßplatze befindlichen, zweithürmigen Dome, — dem leider verschwundenen schönsten Denkmal gothischer Architektur in Kölln, — verband. Dann erblickte man das Vorderschloß, ein starkes, wehrhaftes Gebäude, an dessen hintere Front der „Wendelstein" sich lehnte, — ein Treppenhaus, „da man hinauf reiten konnte". In dem reich mit Erkern verzierten Portalen und mit kleinen graziösen Thürmchen geschmückten Hinter-Schlosse befanden sich die prächtigen kurfürstlichen Gemächer. Das Alles wurde von der zweithürmigen Schloßkapelle überragt. Reste dieses Baues stehen heute noch an der Spreeseite

des Königspalastes. Nicht so glänzende, aber immerhin sehr bedeutende Bauten ließ Joachim II. zu Grimnitz, Köpenick, Rosenthal, Jagdschloß Grunewald und vielen andern Orten aufführen. Nur einzelne derselben, namentlich Schloß Grunewald, dienen noch der alten Bestimmung, ein Ort der Festesfreude und Waidmannslust zu sein; in ihnen weilt auch noch der Geist der Hohenzollernsage.

17. Jagdschloss Grunewald.

Noch steht an den Havelufern ein Rest der großen Waldung, welche in der Urzeit sich von Potsdam bis nach Köpenick hin ausdehnte, und erfüllt mit dichten Kiefernforsten namentlich den Winkel zwischen dem unteren Laufe der Spree und den Havelseen. Dort liegt, fast am Rande der Waldung zwischen den Dörfern Dahlen und Schmargendorf, in nächster Nähe eines der langgestreckten Waldseen das Jagdschloß Grunewald, — ein Försterhaus wohl aus ältester Zeit, welches später von Kaspar Theiß auf Befehl Joachims II. prächtig ausgebaut wurde. Es hat sich hier noch eine Menge von Erinnerungen an die Tage des prachtliebenden Kurfürsten erhalten, das Gebäude selbst, nicht allzu geräumig, aber traulich und anheimelnd, — seine Erker, seine Wendeltreppen und Portale führen

uns lebhaft in vergangene Tage zurück. Eine Inschrift über der Eingangspforte sagt uns, daß dieses Schloß in den Jahren 1542 und 1543 errichtet wurde; — in einem Gemach finden wir noch ein sehr realistisch gehaltenes Denkmal jener Zeit: Joachim II., Kaspar Theiß und Kunz Buntschuh, — vielleicht ein Hofnarr, — zechen zusammen. Der Kurfürst hat einen stattlichen Humpen in der Hand, — Meister Kunz reicht ihm ein kleines Gefäß, — offenbar in höchstem Erstaunen aber wendet sich der Kurfürst zu seinem Baumeister und fragt ihn:

„Kaspar Theiß, was soll die kleine Flasch',
Die Kunz Buntschuh hat in der Tasch'?
Dieser Willkommen muß zuvor heraus,
Sonst wird ein großer Lärmen draus!"

Das Bild ist wohl nur eine steinerne Einladung des Kurfürsten an seine Gäste, nach löblich vollbrachtem Waidwerk auch des Weines nicht zu sparen.

Jetzt ist Schloß Grunewald fast das ganze Jahr über einsam; es müßte denn einmal eine fröhliche Gesellschaft aus Berlin oder aus den villenbesetzten Dörfern der Umgegend hier einkehren. Ist aber St. Hubertus Tag gekommen, dann belebt sich der schweigende Forst mit Jägern und mit Zuschauern der Sauhatz, und ändern wir die Kostüme, — vertauschen wir den rothen Frack mit dem geschlitzten Festkleide des 16. Jahrhunderts, den schwarzen oder grauen

Rock mit dem bunten Wamse des Bürgers jener Zeit, vor Allem aber die Hüte und Mützen mit den prächtigen Baretts und den gigantischen Federhüten, — so haben wir das Bild vor uns, welches Schloß Grunewald um 1550 zeigte.

In dem Walde rings um das einsame Schloß aber ist es nicht recht geheuer. Gespenstige Wagen, — die Pferde oder der Kutscher ohne Kopf, — ziehen in gewissen Nächten lautlos die sandigen Wege dahin. Diese Gespensterkutschen sind, mythologisch gedeutet, nichts Geringeres als die heiligen Wagen, in welchen einst die alten Götter der Deutschen über die Lande fuhren, welche sie segnen wollten. Im Grunewald-Schloß namentlich aber haben die Geister seit alter Zeit ihr Wesen getrieben. Einst hatten Fischer aus der Umgegend in dem Seitenflügel des Schlosses sich zur Ruhe niedergelegt; — da kam es vernehmlich „trott, trott" die hölzerne Treppe herauf; — die wohlverwahrten Thüren flogen auf, sausend stürzte es durch die Stube und die daranstoßende Kammer; dann kam es polternd den Schlot zum Ofen herab. Die Männer zitterten und bebten am ganzen Leibe; — eine Täuschung war nicht möglich; — sie hatten's alle drei gehört, und draußen im Walde regte sich kein Lüftchen; sie aber hatte es eiskalt angeweht, als es vorüberzog. Wie ein Wirbelwind rast es oft in den langen Fluren und finstern Korridoren. Im Hofe

jagt es herum, ganz wie die wilde Jagd; oft hat man auch deutlich eine weiße Gestalt dahinstürmen sehen. Es ist ein unheimlich, geisterhaft Wesen in dem alten Schlosse.

Wer aber war einst der Geist, der jetzt hier umgeht? Die Leute im Jagdschlosse meinen, hier habe vordem eine Hofdame gelebt, welche Joachim innig geliebt hätte; — als er aber einmal auf der Reise nach fernen Landen sich befunden, habe seine Gemahlin das unglückliche Weib einmauern lassen. Das ist am Fuße einer kleinen Wendeltreppe geschehen, und man kann heute noch die Spuren davon sehen. Eine andere Sage erzählt uns mit Gewißheit, es ist der Geist der schönen Gießerin Anna Sydow, der Geliebten Joachims, der so tobe, weil er noch immer nicht die sehnlichst erwünschte Ruhe habe finden können.

Ein düsteres Lebensbild zieht an uns vorüber. Wir sehen eine schöne, lebensfrische und frohe Frau zu Kölln an der Spree rüstig schaffen in ihrem Hause. Wohl kann sie's; denn mit Stolz darf sie zu ihrem Gemahle, dem kurfürstlichen Stückgießer Michael Dietrich aufschauen; ist er doch ein kunstverständiger Meister und wohlgeachtet rings um im Lande! Da fällt der trügerische Sonnenschein fürstlicher Huld auf das Haus des Gießers; — wenige Wochen und er sieht die Gemahlin nicht mehr an seiner Seite; — Anna Sydow ist die Geliebte des Kurfürsten geworden. Der Stück-

gießer stirbt bald darauf. Sie aber prangt in Sammet und Seide, gleich einer hochgeborenen Dame; — die Kinder, welche sie dem Kurfürsten gebiert, werden zu Grafen und Gräfinnen gemacht; — ihre Feste sind die glänzendsten im Lande, aber die strafende Gerechtigkeit bleibt nicht aus. Drei Tage nur sind seit Neujahr 1571 verflossen. Da, mitten in der Nacht, klopft es an ihre Pforte, — kurfürstliche Trabanten sind's; sie öffnet gern. Aber sie kommen mit keiner Botschaft der Freude, — sie führen die schöne Frau in den Kerker, in den gefürchtetsten des ganzen Landes, den Juliusthurm zu Spandau. — Kurfürst Joachim II. war nicht mehr, und sein Sohn, Kurfürst Johann Georg, der in tiefem Schmerze es gesehen hatte, wie des Vaters Günstlinge des Landes Mark verzehrten, hielt ein furchtbares Gericht über die Schuldigen, welche die Güte Joachims gemißbraucht hatten. Vielleicht, daß sein Eifer für das Wohl der Mark und seine Sparsamkeit ihn zu weit führte, denn wir haben keinen Beweis, daß Anna Sydow auch nur im Entferntesten eine Rolle gespielt hat wie sonst die Favoritinnen fürstlicher Herren; — nothwendig aber war das Gericht; die schöne Gießerin und der Jude Lippold hatten den bittern Haß des märkischen Volkes nicht unverdient auf sich geladen. Wie der letztere geendet hat, ist bekannt genug. Weniger weiß man vom Schicksale der schönen Gießerin und ihrer Tochter,

welche Joachim zu einer Gräfin von Arneburg erhoben hatte. Es ist wohl nicht nur Sage, was wir jetzt erzählen. Der strenge Hans Georg ließ seinen Hofrentmeister Andreas Kohl, einen Mann, allerdings aus angesehener Familie, zu sich entbieten und fragte ihn: „Andreas, willst du mein Schwager werden?“ Es half kein Einwand; noch denselben Tag heirathete die Gräfin Magdalena von Arneburg den Hofbeamten, obwohl sie von Joachim II. einem Grafen von Eberstein verlobt worden war. — So eine alte Ueberlieferung, welcher aber die Genealogie des Kohl'schen Geschlechtes entgegensteht, wenigstens in der Form, wie sie uns ein Verwandter des Patrizierhauses, der Rath Martin Friedrich Seidel, gegeben hat. Eine alte handschriftliche Notiz indessen, die ein brandenburgischer Rath zu der Ausstattungsurkunde Joachims II. für seine „geliebte Tochter“ gemacht hat, scheint die volle Wahrheit der Erzählung zu bestätigen. Andere Nachrichten fügen hinzu, daß die Frau Hofrenteischreiberin sich in musterhafter und ächt weiblicher Weise in ihr Schicksal gefunden habe. Eine allezeit getreue Helferin der Armen, ein demüthig, ehrbar Weib starb sie im Jahre 1610.

Volle Gewißheit herrscht über das Schicksal der schönen Gießerin. Nachdem einmal die Pforte des Juliusthurmes zu Spandau sich hinter ihr geschlossen hatte, sah sie die Stätten ihres Glückes, die Jagd-

schlösser Joachims, nie wieder. Sie starb im Gefängniß. Im Grunewald soll die Dame sich am liebsten aufgehalten haben; — sie war eine kühne Reiterin, eine eifrige Freundin der Jagd. Deshalb erscheint ihr ruheloser Geist an diese Stätte gebannt. Sie ist es, die als wilde Jägerin, zürnend über das ihr gewordene Schicksal, um das alte Schloß und durch seine Gemächer im Sturmwind rast und tobt. Und ist ihre arme, friedelose Seele erst entfesselt, so werden all' die andern bösen Geister wach. Dann klingt es um's Haus wie fernes Rüdengebell, dann fliegt auch jener gewaltige Hirsch, welcher vor dem Abscheiden Joachims sich als Todesbote in den märkischen Haiden sehen ließ, durch das Dickicht, daß es knickt und knackt; dann schütteln sich im Walde die zitternden Fichten. Im Schlosse selbst aber steigt ein alter Kellermeister, der am Eingang abgebildet ist, die große Wendeltreppe herauf; — in der gewölbten Küche unten drehn sich die Spieße für die Braten von selbst; — die alte Herrin hält Einkehr in ihr Schloß, und ihrem Geisterrufe folgt das gespenstige Ingesinde!

18. Markgraf Hans von Küstrin.

Eine terra incognita mitten im preußischen Staate ist jene Grenzgegend der Neumark gegen das Großherzogthum Posen, welche seit unvordenklichen Zeiten den Namen des sternberger Landes führt. Gewöhnlich denkt man sich, wenn man diesen Kreis erwähnen hört, eine endlose, sandige Fläche; — Kunststraßen giebt es nicht, mitten im Fahrgeleise wächst das Gras, — zur Seite stehen magere Fichtenschonungen, — dann und wann unterbricht ein Häuflein erratischer Granitgeschiebe, ein Grenzmal oder eine kleine Birkenallee die Eintönigkeit des Weges. So ist's ja auch im sternberger Lande, aber Gott sei Dank, es ist dort nicht überall so. Wer diesen abgelegenen Winkel der Mark besucht, der findet auch herrliche Buchenwaldungen, in deren Schatten das Herz uns aufgeht;

— er findet blaue Seen von nicht unbedeutender Größe, welche erfrischend ihren Hauch über die nahen, mit Haidekraut bewachsenen Anhöhen hinsenden; er findet hier und dort auch ein ächt mittelalterliches Schloß über einem ärmlichen Städtchen.

Wir treffen um 1550 einen Wanderer dicht vor der alten Johanniterburg Lagow auf sandigem Wege. Es ist kein ganz junger Mann mehr, die Stirn und Wange sind gefurcht; — eine ansehnliche Körperlast hat der langsam in der Mittagssonne Dahinschreitende mit sich zu schleppen. Seine Kleidung, abgeschabt und verwittert, der von Beulen verunzierte Eisenhut, den er am Gürtel hängen hat, während das Haupt nur mit einem leichten Strohgeflecht bedeckt ist, der lange Raufdegen mit großem, künstlich gearbeiteten Korb, — alles das deutet einen Soldaten an. Er seufzt und seufzt, daß der Weg sich so schmählich herumziehe, ehe er in das Städtlein einläuft; — endlich aber ist's doch geschafft, an einem verwilderten Kirchhof vorbei, an Lehmscheunen vorüber, ist er in's Städtlein getreten. Vor einer niedern Thür hängt ein Kranz aus Tannenbüscheln, in welchem sich ein sechseckiger Stern zeigt, — vor dem Hause stehen Krippen und Bänke. Der Soldat setzt sich der Thüre zunächst, er lüftet das Wams und ruft nach einem kühlen Trunke.

Ja, man hat gut rufen in einer märkischen Schenke, wenn die wendische Wirthin grad' eben den lieben

Rüsselthieren im Koben die Mittagsmahlzeit spendet! Endlich aber erscheint sie doch, die Krügerin, Arme und Beine nackt, das buntfarbige Kopftuch aber weit herabhängend auf das nicht sehr saubere Kleid. „Was machst du für Lärmen, fahrender Gardebruder?“ ruft sie dem erschöpften Gaste zu. „Auch das Vieh will seine Nahrung. Das nährt uns, und ihr kommt in's Land, um uns unsere blutsauer ersparten Pfennige wegzustehlen.“ — „Ich bin ein dänischer Soldat und habe des Geldes genug im Beutel; — gebt mir einen Krug Bier!“ erwidert der Gast in befehlendem Tone, indem er zugleich eine wohlgespickte Börse aus der Brusttasche zieht. Schnell ist das Gewünschte zur Stelle gebracht, und nun geht's, nach landesüblicher Sitte, an das Fragen. „Woher?“ „Wohin?“ „Weshalb?“ so überstürzt sich die Neugier der Wirthin.

„Will Dienste nehmen bei seiner markgräflichen Gnaden, Herrn Hansen von Küstrin!“

Die Wirthin stemmt die drallen Arme in die Hüften, beugt sich vor und lacht laut auf:

„Habt ein anständig Bäuchlein noch, Gevatter! Wohl euch! Könnt nun zehren von dem eignen Fette wie der Hamster. Aber laßt euch nur noch ein paar Löcher in euren Degengurt stechen!“

„Wieso?“ fragt der Soldat betroffen.

„Seht ihr“, antwortet die Frau, „die Sparsamkeit ist eine Tugend, aber nicht der Geiz. Und unser Herr,

— verzeih' mir Gott die Sünde, — ist geizig, ist schmutzig geizig! Du mein Gott, — man will doch leben! Wir haben das Bischen Krugwirthschaft, — es wirft eben nicht viel ab; — aber nun fünf Pfennig von dem Fäßlein aufgeschlagen auf die Steuer! Was macht ihr für ein Gesicht, wenn ich euch einen Heller mehr abfordere? Und wozu das Alles? Blos, daß sie drüben in Küstrin bauen und bauen, Schloß und Festung, und was weiß ich Alles! O die Steuern, — die schlimme Zeit."

„Ist aber selbst ein gar sparsamer Herr, seine Gnaden!" warf der Soldat darein, indem er die Fliegen von seinem Glase verscheuchte.

„Das sagt ihr so; ist aber doch nicht wahr!" lautete die kecke Antwort. „Ist's nicht wahr, daß er Jahrgehalt genommen von der hispanischen Majestät? Und wenn dann zu Küstrin die rothen, glühenden Kugeln in die Luft gelassen werden, und der Herre sitzt mit seinen Junkern dort oben an der Oder auf der hohen Galerie und die Becher klingen, daß man's weithin hört, — heißt das nicht brav schlampampen? Nur daß uns Gott unsern lutherischen Glauben bewahre! Es heißt auch, er lerne in der schwarzen Kunst!"

Der Soldat war etwas roth geworden, — er warf eine Silbermünze auf den Tisch und schickte sich zum Gehen an. Da eilte auf das Haus ein älterer Mann

in schwarzem Gewande zu, auf der Schulter trug er ein weißes leinenes Kreuz. „Gnädigster Herr Markgraf!“ rief er. „Verzeiht, daß wir euch nicht würdiglich empfangen haben, — wir wußten's nicht; — soeben hat mir der Kantor, der vorübergegangen ist, berichtet“ — —

„Laßt gut sein!“ sprach der anscheinende Gardebruder. „Herr Komthur von Schlieben, — ich hab' hier unterdeß von der Frau Wirthin eine gute Lehre bekommen, was „brav schlampampen“ heißt. Will's mir auch merken; von nun an kommt nur krossener Landwein und Dünnbier auf meine Tafel. Bei euch aber lad ich mich zum Nachmittag ein. Ihr Herren vom heiligen Johannes-Orden habt wohl ein Fläschlein vom Guten noch versteckt!“

Die wendische Wirthin stand mit offenem Munde da, — dann warf sie sich dem Markgrafen Hans zu Füßen und flehte, laut schluchzend, um Gnade. „Ich zürne euch nicht;“ sprach gütig der Markgraf, so aber hat mir doch noch keiner von meinen Räthen die Wahrheit gesagt!“ —

In der eben geschilderten Weise liebte es Markgraf Hans von Küstrin, der jüngere Bruder Joachims II., welchem nach des Vaters Tode die Neumark und das Herzogthum Krossen zu Theil geworden war, im Lande umherzustreifen, um die Urtheile des Volkes über ihn selbst zu vernehmen und sich persönlich von dem Zu-

stande des Landes und der Treue seiner Diener zu überzeugen.

So ritt er auch einst, als Fleischer verkleidet, in der Umgegend der Johanniter-Kommende Quartschen umher, welche er nicht eben auf die sanfteste Weise den geistlichen Herren entfremdet hatte. Es fiel ihm grade ein, einen Schäferknecht auf die Probe zu stellen. Er verlangte von ihm, daß er ihm einen Hammel heimlich verkaufen sollte; da sich aber der Schäfer weigerte, kam es zu Zank und endlich gar zu Schlägen. Aber der Markgraf zog den Kürzeren, er mußte auf's Roß hinauf, um sich zu retten. Der Schäfer warf zuletzt noch mit der Hellebarde nach ihm, daß sie im Sattel hängen blieb. Hans ritt davon, ließ sich die Hellebarde in seinem Marstall aufbewahren und lohnte dem Schäfer reichlich für seine Treue.

Viele Sagen leben von Markgraf Hans im Oderbruche um Küstrin noch heute. Vor noch nicht langer Zeit glaubte es der Landmann in der Neumark steif und fest, daß das Bett des Markgrafen in der Festung Küstrin, unten in den Kasematten, an eisernen Ketten aufgehängt sei. Alle Morgen müsse dasselbe neu gemacht werden, denn es habe immer den Anschein, als ob Jemand die Nacht über in demselben geschlafen habe. Bekanntlich wird dasselbe von Kaiser Friedrich Rothbart und seinen Pfalzen zu Kaiserslautern und Hagenau erzählt. So scheint also auch den Sagen

von Markgraf Hans eine verdunkelte Erinnerung an Wuotan, den bergentrückten Gott, zu Grunde zu liegen. Noch ein anderer Zug altdeutscher Mythologie ist auf Hans von Küstrin übertragen worden. Die deutschen Götter, Wuotan vor allen, haben die Macht, durch die Luft zu fahren. Auch Markgraf Hans vermochte über das Wasser oder durch die Luft zu kutschiren, noch heute hängt zum Gedächtniß daran am Kirchthurm zu Platkow im Oderbruch seine Theerbutte und an einem andern Kirchthurm seine Peitsche. Oft hat er ferner mit schwarzen Stieren, welche eigentlich Teufel waren, einen Abzugsgraben gepflügt, der heute wie ein stattlicher Fluß aussieht. So ist der Sage nach auch der Fluß Röricke bei Königsberg in der Neumark entstanden. Weil aber Markgraf Hans ein so großer Hexenmeister gewesen ist, muß er jetzt Nachts als großer Pudel mit feurigen Augen die Pfarrkirche zu Küstrin umkreisen, in welcher sich seine 1758 verschüttete Gruft befindet. Deutlich zeigt es sich in diesen Sagen, wie das Volk die letzten lieben Erinnerungen, welche ihm an die lang vergessenen alten Götter noch geblieben waren, auf ihm sympathische Persönlichkeiten übertrug. Noch manch' ein Schwank von Markgraf Hans ist in Volkes Mund. Sehr streng hielt der Fürst auf die Beobachtung der von ihm gegebenen Kleiderordnungen. „Barthel, Barthel!" sagte er meist zu seinem Geheimen Rath von Mandelsloh, welcher an den Wochentagen

seidene Strümpfe trug, „ich habe auch seidene Strümpfe, trage sie aber nur an Sonn- und Feiertagen". Barthel hatte auf seinen Gesandschaftsreisen bemerkt, daß der Rheinwein besser schmecke als der Krossener, welcher an der markgräflichen Tafel getrunken wurde; er ließ sich daher öfters ein Fäßlein vom Rheine schicken, aber Herr Hans erfuhr gar bald, „wo Barthel den Most her hole", und war sehr ingrimmig auf den verschwenderischen Diener.

Während der Okkupation der Festung Küstrin durch die Franzosen schien der Geist des alten Markgrafen besonders ruhelos zu sein. Man sah ihn öfter umgehen, wie er mit seiner Gemahlin in der Pfarrkirche abgebildet ist, und manche französische Schildwache wurde von ihm den Wall hinunter gestoßen. Es darf als sicher gelten, daß mehr als eine dunkle That der Rache dem geisterhaften Wesen zugeschrieben wurde.

In hohem Maße theilte Markgraf Hans die Vorliebe der Zeit für die Nekromantie. Bei seiner Geburt schon hatte Johann Carion aus der Konstellation des Himmels berechnet, daß der Genius des Prinzen ein guter sei und „Bathsitiadel" heiße. In späteren Jahren hielt Hans am Hofe zu Küstrin zwei Astrologen, den Doktor Hosmann und den Geistlichen Kemnitz. Sie hatten Tag für Tag Vortrag zu halten und ihm die Gesinnungen anderer Fürsten gegen ihn und den Verlauf der Hof- und Staats-Aktionen zu enthüllen.

Das mag bei der damaligen Abgeschiedenheit der Hofhaltung zu Küstrin den Herren Astrologis oft eine blutsaure Arbeit gewesen sein! Der Fürst selbst, ein Schüler des Lukas Gaurikus, welcher über die himmlischen Influenzen geschrieben hatte, besaß vortreffliche astronomische Kenntnisse. Die armen Küstriner sollen der Sage nach oft die ganze Sternwarte und die beiden gravitätischen schwarzen Herren verwünscht haben. Wenn Saturn oder Mars irgend wie in einem „unglücklichen Himmelshause" oder Sternbilde einen nahen Krieg verkündeten, so mußten nämlich die Bürger, so unerwartet wie es kam, auf dem Walle erscheinen und nächtlichen Wachtdienst thun.

Von Markgraf Hansens Schlosse stehen jetzt nur noch die Grundmauern und ein Thurm, — äußerlich ist in der modernen Veste fast nichts mehr, was an ihn erinnert. Aber er hat sich sein Andenken im Herzen des Volkes gegründet, und es ist Wahrheit geworden, was Johann Carion ihm prophezeit hat, daß ein guter Genius ihn durch's Leben begleiten werde; — es war der Genius der Pflichttreue, des festen, religiösen Glaubens und der innigsten Liebe zu seinem Volke.

19. Die weisse Frau.

Schon am Schlusse des 16. Jahrhunderts wußten die Bürger Berlins von einem unheimlichen Gaste in der Residenz der Kurfürsten zu sprechen, und seit jener Zeit hat sich diese Sage lebendig bis auf unsere Tage erhalten; es ist die bekannteste zugleich des Hauses Hohenzollern, — die Sage von der weißen Frau.

Die Kunde von dem Erscheinen der Gespenster versetzt auch heute noch den guten Bürger der Hauptstadt, so „vorgeschritten" er auch sonst sein mag, in ein gelindes Entsetzen. Es muß nun was Grausiges, Unerwartetes, dem ganzen Lande Unheilvolles geschehen. Wenn wir aber erfahren wollen, wie die weiße Frau in das preußische Königsschloß gekommen ist, müssen wir bis in die graue Vorzeit, auf den im Jahre

1361 gestorbenen Burggrafen Albrecht den Schönen zurückgehen. An ihn und seine Lebensgeschichte knüpft sich die Sage „das Erscheinen des Unheil verkündenden Weibes im Schlosse zu Berlin“ an.

Es ist eine interessante Persönlichkeit, dieser Burggraf Albrecht. Er gehört zu den edelsten Gestalten, in denen das erlöschende Ritterthum während des 14. Jahrhunderts noch einmal aufblüht. Der „Suchenwirth“ entwirft ein schönes Charakterbild von ihm und versichert ausdrücklich dabei, daß er nur volle Wahrheit rede.

„Getreu, wahrhaft und weise“, so sagt der Dichter,
„Mild, züchtig, männlich, unverzagt,
Hat er nach Ritterthumes Ehrenpreise
Mit Heldenmuth gejagt.
Nun lohnet seiner Kunst
Der Welten Lob und Gottes Gunst.“

In seinen Jugendjahren führte ihn sein Thatendurst nach England; er diente dort mit vielen andern Deutschen gegen die Schotten. Auf dem Schlachtfelde von Wehlau, auf einem Zuge gegen die heidnischen Preußen, erwarb er sich die Ritterwürde: von dem Meister von St. Mariens-Orden zum Ritter geschlagen zu sein, galt damals als höchste Auszeichnung. Sein romantisches Gemüth trieb später den Fürsten zu einem Zuge nach dem Orient, aber er besuchte nicht allein das Grab des Erlösers; auch auf dem Horeb,

am Grabe der h. Katharina, auf den Trümmern Babylons begegnen wir ihm. Als eheliche Genossin seiner späteren Tage lernen wir die Gräfin Sophie von Henneberg kennen; bevor aber diese Verbindung geschlossen wurde, erzählt die Sage, sei eine junge Gräfin von Orlamünde, die Wittwe Graf Ottos, in heftiger Liebe zu dem ritterlichen Fürsten entbrannt. Auf alles Werben der Gräfin aber habe Albrecht nur die eine Antwort gehabt, eine Verheirathung mit der Orlamünderin sei ein Unding; vier Augen ständen ihr entgegen. Die Gräfin, von schrankenloser Leidenschaft verblendet und übermannt, bezog diese Aeußerung auf die beiden Kinder, welche sie aus ihrer früheren Ehe besaß; sie tödtete ihr Söhnlein und ihre Tochter, indem sie ihnen Nadeln in's Gehirn stieß. Dann trat sie vor Albrecht hin und sagte ihm, was sie für ihn gethan; doch mit Abscheu wandte sich der Fürst von der Verbrecherin ab; er hatte mit den vier Augen seinen Bruder und seinen Neffen gemeint, die eine Heirath mit der Gräfin nicht gut heißen würden. Es wird erzählt, sie habe nun in furchtbarem Schmerze Alles versucht, dem schuldbeladenen Herzen durch die härtesten Bußstrafen die Ruhe wieder zu geben. Bald aber erlag die Mörderin ihrem Gram und ihrer Verzweiflung. Seit jener Zeit aber erscheint die Gräfin von Orlamünde in den Schlössern der Zollern als „weiße Frau", als todverkündender Geist.

Ehe wir an eine historische und mythologische Beleuchtung der Sage gehen, haben wir die bedeutendsten ihrer Varianten aufzuzählen. Als Name der Orlamünderin wird Agnes, Beatrix und Kunigunde genannt. Nach einigen Quellen begeht die Gräfin das Verbrechen nicht selbst, sondern schickt einen Jäger mit den Kindern in den Wald, um sie zu tödten. Später, heißt es fast allgemein, habe sie ihre furchtbare That durch die Stiftung des Klosters Himmelskron zu sühnen gesucht. Ganz abweichend sind Deutungen der Sage auf eine Gräfin Bertha von Rosenberg, welche zuerst nur auf dem böhmischen Schlosse Neuhaus als guter Geist umgegangen ist und erst 1561 in die Schlösser der Zollern gekommen sei, als sich der Burggraf Wilhelm von Rosenberg mit einer brandenburgischen Prinzessin vermählte. Noch andere Ueberlieferungen sehen in dem Geist die unglückliche Anna Sydow, die schöne Gießerin. Wie sie gelebt und geendigt hat, haben wir oben gesehen. Auch eine andere Hofdame Joachims II., eine Gräfin von Leiningen, hat man in der weißen Frau gesucht. Unter König Friedrich I. fand man beim Abreißen eines Schloßflügels ein weibliches Gerippe in einer Luftröhre. Auf Befehl des Königs wurde dasselbe auf dem Domkirchhofe bestattet. Als nun bei den nächsten Todesfällen in der königlichen Familie die weiße Frau nicht wieder erschienen war, glaubte man, die sterblichen Reste der

weißen Frau seien gefunden und sie selbst zur Ruhe gebracht worden.

Die Erscheinungen der weißen Frau haben ihre eigene Geschichte. Auf der Plassenburg in Franken soll sie zuerst 1486 nach dem Tode des deutschen Achilles Albrecht erschienen sein. Doch soll nach alter Angabe dies nicht die ächte weiße Frau gewesen sein, sondern ein Fräulein von Rosenau, welche ihre Rolle spielte. Im Jahre 1540 durchschritt sie wieder die düsteren Gänge des alten Schlosses. Da verbarg sich Markgraf Albrecht von Kulmbach, der Krieger zubenannt, in dem Fürstensaale, in welchem die weiße Frau zu erscheinen pflegte. Wirklich trat das Gespenst tief verhüllt um Mitternacht in die Thür, der Markgraf aber packte dasselbe und stürzte es die Treppe nach dem Schönhofe hinunter. Er rief nach Licht. Als man nachsah, fand man unten den Kanzler Christoph Straß mit zerschmetterten Gliedern; Briefe, welche er bei sich trug, ließen vermuthen, daß er sich der Verkleidung bedient habe, um den Markgrafen zu ermorden. Als 1554 über den tollen Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach das Mißgeschick hereingebrochen war und er in der Verbannung von seinen wilden Fahrten ausruhen mußte, wollte man die weiße Frau in heftigster Wuth gesehen haben; sie zürnte, weil selbst Georg Friedrich von Ansbach an dem Reichskriege gegen den „Pfaffenfeind“ sich betheiligt hatte. Mit Ketten rasselnd

tobte sie über die Treppen, mißhandelte jeden, der ihr begegnete, und erwürgte selbst einige niedere Hofbeamten, so daß der Markgraf das Geisterschloß verließ. Im berliner Schlosse erschien sie 1598, acht Tage vor dem Tode Johann Georgs; im Jahre 1619, 23 Tage vor dem Hinscheiden Johann Sigismunds; 1667 sah die Kurfürstin Luise Henriette das Gespenst, ganz nach der Mode der Zeit gekleidet, an ihrem Schreibtisch sitzen und starb bald darauf. Kurt von Burgsdorff, der Oberstallmeister des großen Kurfürsten, begegnete ihr einst auf der Treppe des Schlosses. Der Oberst, ein Mann von unbändiger Stärke und den rohesten Sitten, rief ihr zu: „Hast Du noch nicht genug edles Blut gesoffen, Du Satan?“ Da faßte ihn ein mächtiger Arm und warf ihn die Treppe hinab. Allein wer weiß, ob den Obersten, der ein starker Trinker war, nicht der Wein zu Falle gebracht hat? Im Jahre 1677 erschien die weiße Frau wiederum im baireuther Schlosse und verkündigte den Tod des tapfern Markgrafen Philipp Erdmann, sie wurde in seinem Lehnstuhl sitzend gesehen, und bald darauf stürzte der Fürst mit seinem Pferde im Schloßhofe; 1688 wurde sie vor dem Tode des großen Kurfürsten gesehen, sie erschien dem Hofprediger Brunsenius. Bekannt ist, daß auch Friedrich I. sie erblickt zu haben glaubte; es war seine irrsinnige Gemahlin, welche im weißem Nachtgewande, blutend von mehreren Verletzungen, in das

Zimmer des todkranken Königs stürzte. Vor Friedrich Wilhelm's II. Tode zeigte sie sich wieder auf den Schloßtreppen. Zu Baireuth entwickelte die weiße Dame von 1806 bis 1812 einen tödlichen Haß gegen die Franzosen. Mehrere Generale erschreckte sie; dem Grafen d'Espagne verkündete sie 1809 seinen Tod in der Schlacht von Aspern, und selbst Napoleon wurde von ihr beunruhigt, als er 1812 im Schlosse zu Baireuth übernachtete. Bleich und verstört verließ er am Morgen des 15. Mai sein Nachtquartier, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Ce maudit château!“ In den Jahren 1840 und 1850 glaubte man das Gespenst im berliner Schlosse wieder gesehen zu haben. Als bald nach der letzten Erscheinung das Attentat Seseloge's auf Friedrich Wilhelm IV. erfolgte, sah der Volksglaube in der unheilvollen That eine Bestätigung jenes Gerüchtes, daß die weiße Frau den Schweizersaal durchschritten habe. Nicht ohne abergläubische Furcht blickt noch heute der gemeine Mann in die langen dunklen Korridore des kolossalen Königsschlosses und zu seinen Hunderten von unbewohnten Zimmern hinauf, welche in der Stille der Nacht von der Schicksalsverkünderin des Hauses Hohenzollern durchschritten werden.

In zwei Gemälden, welche sich wohl heute noch zu Baireuth in der Sommer-Residenz und auf der Eremitage finden, glaubt das Volk sogar Portraits der weißen

Frau zu sehen. Natürlich ist das ein naiver Irrthum, denn das eine jener Bilder gehört einer Frau des Reformationszeitalters an: das zeigt der dunkle, pelzverbrämte Mantel und die schwarze Kappe mit dem weißen Vorstoß. Das andere Bild aber stellt eine jener lockeren, fürstlichen oder adeligen Schäferinnen dar, welche in den Annalen der baireuther Markgrafen fast eine ebenso verhängnißvolle Rolle spielen, wie die weiße Frau. Auch auf der Plassenburg zeigt man im dritten Stockwerk des westlichen Flügels ein altes, durch die Uebertünchung fast unkenntlich gemachtes Relief, welches die weiße Frau darstellen soll. Im Allgemeinen schildert die Sage den Anzug des Gespenstes als sehr alterthümlich und einfach. Soll ein Glied des zollernschen Hauses sterben, so trägt sie wohl schwarze Handschuhe und einen schwarzen Schleier. Befremden muß es, daß Luise Henriette sie in der Tracht ihrer Zeit, in weißer Atlasrobe und mit der Locken-Frisur der oranischen Damen, gesehen haben will.

Was die alten Geschichtsschreiber von der Gräfin von Orlamünde erzählt haben, gehört nicht ganz ins Reich der Fabel. Zur Zeit Albrechts des Schönen lebte eine Wittwe Kunigunde von Orlamünde. Leicht ist es möglich, daß zwischen den beiden Fürstenhäusern eine Verbindung beabsichtigt war; zerschlagen aber mußte sich dies Heirathsprojekt schon um des einen

Grundes willen, daß Kunigunde Albrechts Muhme war, also ein kirchliches Ehehinderniß vorlag. Sicher ist auch, daß die Gräfin Kloster Himmelskron wählte, um das Gelübde zu thun und den Schleier zu nehmen. Noch eine andere orlamündische Wittwe, Pudica, lebte zu Albrechts Zeit, war indessen, wie Kunigunde, kinderlos. Als ganz erfunden erscheint demnach die Erzählung von dem Kindermorde. Sie verdankt wahrscheinlich ihre Entstehung einem alten mitteldeutschen Kinderliede, das auch heute noch gesungen wird: eine Mutter schickt ihre Kindlein mit einem Jäger in den Wald, damit er sie tödte; unterwegs fangen die Kindlein an zu bitten; aber all' ihr Flehen hilft nichts. Dies Volkslied, das auch manchem deutschen Märchen zu Grunde liegt, wurde im 16. Jahrhundert willkürlich auf die zu Kloster Himmelskron begrabene Kunigunde von Orlamünde übertragen, vermuthlich weil in der Gruft der Abtei zwei Leichen von ermordeten Kindern gezeigt wurden. Was zusammenlag, sollte nun eben auch Zusammenhang haben. Vergeblich ist man auch heute noch für die geschichtliche Wahrheit der Sage eingetreten. Daß zwei Kindermumien dort vorhanden waren, daß man dieselben für die Kinder der Orlamünderin ausgegeben hat, soll ja nicht bestritten werden; nur stehen sie in keiner Beziehung zu der Gräfin. Wenn ferner in den ältesten Lesarten des Volksliedes der Knabe den Jäger Hayder anfleht:

„Liebster Hayder, laß mich leben,
Will Dir all' mein Spielzeug geben",

so lautete später der Text:

„Liebster Jäger, laß mich leben,
Will Dir Orlamünde geben!"

Das Tödten mit einer Nadel, das keine Spur an dem Körper zurücklassen soll, ist ein mythischer Zug. Auf gleiche Weise tödtet Wuotan mit einem Dorne die Walkyre Brunhild, welche sich seinem Willen nicht unterwerfen mochte; ebenso vernichtet für eine Zeit der Spindelstich das jugendfrische Leben Dornröschens. Ganz erdichtet erscheinen die Deutungen der weißen Frau auf Bertha von Rosenberg und auf die schöne Gießerin. Es ist nach dem jetzigen Stande der mythologischen Wissenschaft für unumstößlich anzusehen, daß einzig und allein Reste uralter Götterverehrung die Sage von einer weißen Frau haben entstehen lassen. In allen Ländern, die einst von Deutschen bewohnt gewesen sind, erscheinen weiße Frauen, auch bei den Kelten treffen wir feenhafte Wesen dieser Art an. Ich erinnere an Walter Scotts „Kloster". Es giebt kaum eine Burgruine, einen Trümmerhaufen in Deutschland, der nicht seine weiße Frau hätte. Alle diese geisterhaften Wesen aber, welche auf den Schlössern des deutschen Adels erscheinen, weisen auf die alte Göttin Berchtha, d. h. die Glänzende, hin, deren Namen wir vorher in Bertha von Rosenberg wiedergefunden

haben. Auch Berchtha war, wie alle deutsche Göttinnen, nur eine Wandlung der einen Hel, der verborgenen Erdmutter, welche zu gleicher Zeit Quell alles Irdischen und Vernichterin alles Lebens ist. Die deutsche Mythologie spricht einen tiefen Gedanken aus, wenn sie als ihre göttlichen Frauen zu einem Urwesen vereinigt: Leben und Tod, Liebe und Haß, Segen und Verderben haben schließlich nur eine, uns ewig verborgene Quelle.

Darum sind sie nur ein Weib, die gütige, lichtstrahlende Berchtha, die düstere, zürnende Hel, die Todesgöttin. Zu Winters Anfang schlummert Berchtha, die Erdgöttin, noch tief im mütterlichen Schooße; doch schon in dem Zwölften, von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, erwacht sie wieder; sie weiß, daß ihr Reich sich erneuen wird. Schon in den Dezemberstürmen zieht Berchtha über die Erde hin, streut gütige Götterhand den Segen aus, der dann im Frühling als grüne Saat und im Sommer als goldene Ernte die Erde schmücken soll.

Zieht die leuchtende Berchtha aber im Winter über die Erde hin, so trägt sie die alte Farbe der Trauer, d. h. weiß; denn sie ist eine Wittwe; sie hat den Gemahl, den Sonnengott, verloren. Im Sommer aber besucht sie in prangendem Schmucke die Bergeshöhen und sieht von ihnen über die Felder und dunkeln Wälder hin, deren geheimnißvolle Nacht ihr zu Füßen

liegt. Dann hat sie einen neuen Gemahl gewonnen, eine neue Sonne scheint ihr. In dieser Zeit theilt sie freundlich auch den Menschenkindern ihren goldenen Segen mit; — das ist der unermeßliche Schatz der reifen Körner, welchen sie geheimnißvoll im Innern der Erde erschafft. Im Herbst aber tödtet sie selbst die erstarrende Erdenmutter, den Blumenschmuck des Feldes, d. h. die Kinder, die sie geboren hat. Alle Züge aus dem Bilde der weißen Frau, ihre Wittwenschaft, ihre Sehnsucht nach dem Gemahl, das Tödten der Kinder finden sich also bei Berchtha wieder. So glaubten unsere Altvorderen. Nachdem aber das deutsche Volk ein christliches geworden war, wurden die alten Götter zu Unholden und die Göttinnen zu gespenstigen Wesen. Das that die Macht jenes Kreuzes, welches die Männer im Mönchsgewande in die deutschen Wälder brachten und auf den altheiligen Götterstätten aufpflanzten. Nun durfte Berchtha nicht mehr frei über die Lande ziehen; gebannt war auch sie dem Volksglauben nach auf öde Trümmerstätten, wo die Herrlichkeit vergangener Geschlechter in den Staub sank, oder auf andere düstere Orte, da ein froher, glücklicher Mensch nicht gerne weilt. Wie aber kam Berchtha als Todesverkündigerin in die prächtigen Schlösser noch lebender, blühender Fürstengeschlechter? Es ist eine Eigenthümlichkeit, vorzugsweise des deutschen Gemüthes, daß der Anblick strahlender Machtfülle den

Gedanken an nahe Gefahr, an den Unbestand aller irdischen Dinge in uns wachruft. Vielleicht, so sagt uns eine Ahnung, ist das Verhängniß näher als wir meinen. Deshalb läßt der Volksglaube sinnig und tief die weiße Frau zu Berlin, London, Kopenhagen, Stockholm, Zerbst und Kassel mit deutschen Fürstenhäusern unter einem Dache wohnen. Daß die weiße Frau aber eine Todesverkündigerin ist, erklärt sich leicht. Ist doch Berchtha eine Personifikation der Hel, der Todesgöttin; ist sie doch gleich allen anderen deutschen Göttinnen eine Walkyre, die nach heißer Schlacht mit schneeigem Fittich der Wahlstatt sich naht, um die Seelen der speereswunden Krieger zu Wuotans Freude hinaufzuführen. Deshalb leitet sie noch jetzt als Seelenführerin die Mitglieder mächtiger Familien ins Jenseits. Die weiße Frau führt endlich den Geschlechtsnamen „Rosenau", „Rosenberg"; — auch diese Benennungen zeigen sie uns als Todesgöttin, denn die Rose lernten wir schon oben als ein Vorzeichen des Todes kennen.

Bemerkenswerth ist, daß auch in den Schlössern der Bourbonen die weiße Frau sich vor dem Tode eines Königs zu zeigen pflegte. Die französischen Könige rühmten sich ja der Abkunft von Bertha der Spinnerin, einer Walkyre und Schwanenjungfrau. Da erschien der Geist gewissermaßen als Ahnfrau. Und doch wendeten sich die Enkel, um nicht

„Die ehemals geliebten,
Still redenden Züge
Der Ahnen zu sehn;“

denn sie bedeuteten den Tod.

In unsern Tagen ist nun die „Zeit der Geister“ vorüber; man wird nicht mehr erzählen von der weißen Frau! Als eine Göttin des Segens aber haben wir die leuchtende Berchtha kennen gelernt und als solche möge sie ferner auch walten über der alterthümlich düstern Pracht des zollernschen Königsschlosses!

20. Allerlei Portenta und Mirakula.

Um's Jahr 1576 saßen in einem Garten an der Stadtmauer zu Frankfurt an der Oder einige wohlgeachtete Bürger der reichen Handelsstadt zusammen, vertieft in ein gar bedeutsames Gespräch „von der Welt Läuften" und der schlimmen Zeit. Daß sie den bevorrechteten Klassen der Stadt angehörten, zeigte ihre einfach vornehme Tracht, das schwarze Tuchwams mit seiner Stickerei, der schöngearbeitete metallene Gürtel, das lang vom Knie herabfallende Beinkleid, der seidene Strumpf und die kostbaren Schnallen auf den derben, rindsledernen Schuhen. Vor jedem der sechs Herren stand ein irdenes, mit bunten Bildern verziertes Trinkgefäß; in der Mitte des Tisches befand sich eine große, erhaben gearbeitete, silberne Schüssel mit süßen Früchten und

Konfekt. Es war ein lieblicher Sommerabend. Die alte, von wildem Wein fast verdeckte Stadtmauer erglänzte in rosiger Beleuchtung; — oben in dem Weichhäuschen auf ihrer Zinne jubelten noch die Vögel, weiße Wölkchen zogen über die ehrwürdigen Thürme dahin, von denen ab und zu ein heller Glockenschlag in die Stille des Abends hinaustönte.

„Trinkt, ihr Herren!“ rief der Wirth, Herr Thomas Wins, derzeiten der Stadt regierender Bürgermeister, indem er eine schwere, mit beiden Händen kaum zu handhabende Schenkkanne mit schäumendem Bier auf den Tisch setzte. „Und ihr, Herr Peter Petersdorf, — ich bitte euch, schenkt ein. Ist doch die Kanne, wie Wappen und Umschrift zeigt, Geschenk eures Großvaters seliger, Herrn Peter Petersdorf, der — Gott sei gelobt, — das reine Wort Gottes einst eingeführt hat im St. Marien-Gotteshaus zu Frankfurt!“

Die übrigen Herren lüfteten das Barett, als der Bürgermeister das sagte; sie alle, die großen Geschlechter der Stadt, die Rieben, Sporen, Affen, Petersdorfs und Bolfraß, hatten der lutherischen Lehre einst Herz und Thor in Frankfurt geöffnet, und die hier weilenden Nachkommen gedachten dankbar der Väter.

„Ich hab' euch eine schlimme Nachricht mitzutheilen,“ sprach darauf ernst einer der Herren, Peter Rosenthal, der damals Verwalter des Hospitals St. Georgii war. „Heute Mittag ist in Gott verschieden Johann von

Belkow, seines Geschlechts der Letzte, in Armuth und Elend in unserem Hause!"

„Und seine Väter gründeten diese Stadt und stifteten draußen die Karthause!" sprach ein Anderer dumpf.

„Das ist des Hochmuths Fall!" erwiederte der Bürgermeister ernst. „Mein Großvater hat's mir erzählt, zu den Zeiten Joachimi Nestoris, da schritten die Belkows mit den perlenbestickten Stiefeln durch den Koth der Gassen; da ritten sie, waren sie trunken von süßem Malvasier, auf dem Topfmarkt herum, daß die Scherben klirrten; — da, — doch nichts Böses über die Todten! Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles! Wir folgen ihm doch Alle und hängen das umgestürzte Wappenschild in St. Marien auf?"

Beistimmend nickten die Andern.

„Ja, es ist böse Zeit!" sprach ernst ein geistlicher Herr in langem Talare, welcher unbemerkt durch das Pförtlein in der Mauer zu den Andern getreten war. „Prodigia und Portenta mehren sich auf Erden. Das schreckliche Wildschwein, welches die Leute des Nachts anläuft, hat man auch gestern Nacht wieder auf dem St. Nikolai-Kirchhof wühlen sehen; — ein gräßlich Feuerzeichen hat zu Soldin des Nachts am Himmel gestanden; — in Königsberg hat der fromme Pfarrherr eine Eidechs lebend unter dem Altartuch gefunden. Wie einst vor zwanzig Jahren, so geht drüben in der

alten Mark der Teufel Nachts auf den Straßen als ein weiß' Gespenst umher." —

Der hochwürdige Magister Joachim Golze von St. Nikolai wollte weiter erzählen, aber ein freudiger Ausruf des Bürgermeisters Wins unterbrach ihn: „Da sind sie, unsere lieben Gäste, — Herr Oberst Joachim Nöbel und Herr Doktor Johann Köppen!"

Ein Kriegsmann in der kleidsamen, bunten Tracht des Reformationszeitalters, den Federhut auf dem kurzgeschorenen Haupte, die Linke gestützt auf einen kostbaren, vielverschlungenen Degengriff, und ein etwas schmächtiger Herr mit goldener Gnadenkette, die Handschuh von gesticktem Leder zierlich in der Linken tragend, näherten sich auf dem Pfade des Gartens, welcher nach der Sadt führte, der kleinen Gesellschaft. Es fand zwischen den Beiden ein auffälliger Gegensatz statt, — das Gesicht des Kriegers lachte und leuchtete, frisch und gebräunt, wie die Gesundheit selbst; — der Rechtsgelehrte mit dem spitzen Bärtlein hüstelte und trippelte, — der Degen an seiner Seite schien gar kein passend Attribut für den Mann!

„Gott Lob, ihr Herren!" rief der Oberst, „der Grenzstreit mit den Polen ist verglichen. Wir haben auf der Lindholzischen Bursa, in der ich selbst einmal als Rechtsbeflissener gesessen, noch einen guten Trunk gethan! Die Herren Polacken waren auch dabei; — jetzt aber stehen wir euch zu Dienst!"

Es folgte eine herzliche Begrüßung zwischen den Abgesandten kurfürstlicher Durchlaucht und den Rathsherren. Fröhlich kreiste der Becher. Unsere Altvordern kannten auch bereits die „Stufenleiter der Dinge", von Bier zu geringem und dann zu gutem Wein. Die Sonne hatte längst sich schon zur Rüste geschickt; — in der Stadt hatte das Bürgerglöcklein längst geläutet; — noch immer aber saßen die Herren beim Trunke und genossen den köstlichen Abend. Nachtfalter und Käfer schwirrten durch die duftenden Sträucher; — der Mond schien hell herab. Das Gespräch der Gesellschaft drehte sich um die Ereignisse des Tages, und die beiden Abgesandten wußten viel zu erzählen, wie's jetzt am kurfürstlichen Hofe zu Berlin zuging. Man erinnerte sich alter Geschichten und gedachte der Schwierigkeiten, unter welchen Herr Johann George die Regierung angetreten hatte.

„Und doch, sag' ich euch, ihr Herren!" rief Herr Joachim Röbel aus, als sie auf den Hofjuden Lippold und sein schrecklich Ende zu sprechen kamen, — „er ist unschuldig gestorben; — der Haß der Rathsherren von Berlin und der Hofjunker, welche er in der Tasche hatte, — der hat ihn gestürzt!"

„Ist nicht der Zauberteufel, da man ihn verbrannt hat, in Gestalt einer weißen Maus unter dem Holzstoße hervorgelaufen?" fragte der Geistliche.

„Lieber Herr", erwiderte der Ritter, aus dem Schnurrbart ein Tröpflein Wein hinwegwischend, — „wenn jede Maus ein Zaubertenfel wäre, — ich glaube, — mit Verlaub zu sagen, — es hausen hier ihrer viele in Frankfurt auf euren Kirchenböden, und wenn der Muskulus an St. Marien auch den „zerluderten und plndrichten Hosentenfel" mit kräftigem Exorzismo gebannt hat; — die Teufel, die jetzt spuken in den Gehirnen, die zu bannen, ist ihm zu schwer, denn ihrer ist Legion!"

„Es ist ein Unglück," sprach der Bürgermeister Wins und der Mond schien hell auf seine edle Stirn, — „es ist ein Unglück, daß wir, nun endlich der papistische Aberglaube zerstört ist, in einen viel schlimmern, neuen gefallen sind, — ich meine diese Zaubereien und Teufelserscheinungen, mit denen die Leute jetzt überall betrogen werden!"

„Sagt das nicht, wohlweiser Herr," rief der Dr. Juris Utriusque Johann Köppen. „Liebt nicht selbst unser hoher Herr die weise Magiam und Astrologiam? Es giebt Mächte zwischen Himmel und Erde, deren wundersam wirkende Tugenden wir noch nicht sattsam ergründet haben. Ich kann's euch berichten, ich selbst," — und die feine Stimme sank zum Geflüster herab, — „ich habe bei dem gelehrten Dr. Thurneysser zum Thurn, der doch ein frommer Christ ist und Herrn Johann Georges absonderlicher Günstling, —

ich habe den Spiritus familiaris, das wüste Thier in großem Glase, — ja ich habe den schwarzen Zauberhund, — den Vogel, der unter Fischen im Glase lebt, selbst auch den Nagel gesehen, den er zur Hälfte in Gold verwandelt hat."

„Nun, ihr Herren", nahm ein älterer Mann, der ehemalige Magister Volfraß, jetzt des Raths Schreiber und Notar, das Wort, „als ich hier zu Frankfurt und zu Wittenberg drüben studirte, lernt' ich einen Mann kennen, der in Asia und auf dem Berge Sinai gewesen, — der hatte just dieselben Dinge mitgebracht aus fremden Landen."

„So ist's", rief der Herr von Röbel. „Mein Freund, der Schulenburg, den's auch nimmer zu Hause leidet, — er hat des Thurneyssер's Magika gesehen, und sagt, der Teufel im Glase sei ein Skorpion, vor dessen Stich sich der Mensch hüten möge; — der Vogel, das sei ein fliegender Fisch, dergleichen findet man viele im Wendelmeere. Das Vieh, — den Pudel aber, — den hab ich auch gesehen, — das ist ein rechter Hund! Was aber die tinctura anbetrifft, durch welche der Adept den Nagel halb in Gold verwandelt hat, so will ich nur wünschen, daß er die Kunst recht fleißig ausübt, zum Heile unserer leeren Taschen! Komme ich aber wieder hin nach Berlin, will ich ihn bitten, daß er durch die passauer Kunst mich feste gegen Hieb und Schuß; — wer weiß, wenn's einmal losgeht gegen die Papisten!"

Der Rathsherr Riebe schenkte ein; Windlichter wurden gebracht und mit ihnen ein alterthümlicher Pokal, auf dessen gothischem Fuße Edelsteine prangten und dessen Kelch aus grüner Glasmasse bestand.

„Wir sprechen einmal vom Wunderbaren!" sagte der Bürgermeister Wins. „Auch dieser Becher hat seine Geschichte. Kaiser Ludwig der Bayer weilte einst, — ich glaub' es war im Jahre des Herrn 1324 in unserer Stadt, — in meiner Vorfahren altem Hause dort! Ihr wißt, — die Römischen haßten ihn bis zum Tode. Da geschah's, daß bei dem Gastmahl ein Mönch, der anwesend war, — er stellte sich als Franziskaner, war aber ein schwarzer Bettelbruder, — dem Schenken unversehens ein Giftpulver in die Kanne mischte. Der goß dem Kaiser ein; und siehe da, — das grüne Glas entfärbte sich und ward schlohweiß, bis daß der böse Trank heraus war. Vom Kaiser erhielt mein Ahnherr damals sein adlig Schild, die Sterne mit dem Regenbogen, und seit jener Zeit pflegen wir Winse, wenn ein lieber Freund in unserem Hause ist, den feierlichen Umtrank aus dem Kaiserbecher zu halten!"

„Ja, Gott der Herr beschützt die Unschuld sicherlich!" rief der Kriegsmann, noch nach katholischer Sitte sich bekreuzigend, aus. Kennt ihr die Geschichte von den drei Brüdern zu Berlin, in deren Sache der Kurfürst so gerecht gerichtet und der Himmel selbst entschieden hat?"

„Ich kenne sie nicht", sprach der geistliche Herr. „Ich bitte euch, — erzählt!"

„Das kann da besser mein Kumpan, der Herr Doktor!" sprach Joachim Röbel, und der Rechtsgelehrte begann:

„'S ist nicht gar lange her, daß bei unserm Herrn zu Berlin ein italischer Kapellmeister erschien, — ich aber hab' den welschen Namen vergessen. Der hatte eine wunderschöne Tochter, und in feuriger Liebe entbrannte ein junger Geiger zu ihr, der eine von drei Brüdern, welche in ihrer herzlichen Liebe zu einander der ganzen Stadt ein Beispiel ächter Gottesfurcht gaben. Aber der Geiger war arm, und der Welsche stolz, sehr stolz. Als nun der Jüngling den Vater schüchtern um die Hand der Tochter bat, — was wurde ihm da zur Antwort? Bittrer, kränkender Hohn! Nicht lange darauf fand man den Italiener erstochen in seinem Zimmer vor, und der Verdacht lenkte sich natürlich auf den tiefgekränkten Jüngling. Umsonst war sein Leugnen; — er wurde auf die Folter gespannt, und, außer sich vor Schmerz, bekannte er sich zu dem Morde. Wie erstaunten aber die Richter, als am nächsten Morgen der zweite der drei Brüder kam und gestand, er habe den Italiener umgebracht, um seinen Bruder glücklich zu wissen. Er wurde in dem Kerker gelegt; am dritten Tage aber kam auch der dritte der drei Brüder und bekannte sich der That schuldig, um die beiden Andern, von deren Unschuld er überzeugt

war, zu retten. Jetzt war guter Rath theuer, und da die Richter sich nicht zu helfen wußten, riefen sie der hochfürstlichen Durchlaucht Entscheidung an. Herr Johann George aber befahl, daß die Brüder drei junge Linden auf dem Heiligen-Geistkirchhofe verkehrt, mit den Wurzeln nach oben, einpflanzen sollten; — welches Bäumchen nun nicht Wurzel schlagen und grünen werde, dessen Pflanzer sollte als ein von Gott Verurtheilter für den Mörder geachtet und hingerichtet werden. Es geschah und sehet, als der nächste Lenz in's Land kam, da schlugen all' die drei Bäume aus, und bald ergab's sich auch, daß ein fahrender Landsknecht den Italiener erschlagen hatte!"

„Der Engel lagert sich nur um die, so ihn fürchten", sprach Herr Joachim Golze ernst.

„Ja, und der Kurfürst hat die drei Brüder zu Herren von der Linde gemacht, um ihrer selbstlosen und aufopfernden Liebe willen, — ihr Schild, die Linde mit der Krone am Fuße, hängt jetzt in der stillen, kleinen Kirche!" versetzte der Oberst Röbel. „Derjenige unter den drei Brüdern, welcher sich so heldenmüthig zuerst für den Unschuldigen opfern wollte, ist schon gestorben."

„Gelobt sei die Weisheit Herrn Johann Georges, welche dies Mittel gefunden, die Unschuld zu ermitteln", sprach der Bürgermeister Wins. „Und nun, ihr Herren, ein volles Glas auf kurfürstlicher Gnaden Wohl!"

Feine, schön geschliffene Gläser aus der grimnitzer Hütte wurden gebracht; der Rathsherr Riebe füllte sie mit dem köstlichen Malvasier, den der Hausherr zuletzt aufgesetzt hatte.

„Ihr, Herr Oberst", sprach er, indem er ein größeres Glas füllte, „nehmt wohl als Kriegsmann, wie ihr's gewöhnt seid, die erste Stelle ein, und trinket Ihro Gnaden Gesundheit mit diesem vollen Becher!"

„Bin zwar kein starker Joachim von Schapelow", erwiderte der Ritter, — „wenn's aber einmal sein soll: „Herr Johann George, der treue, sparsame, Vater seines Volkes, lebe hoch!"

Die Becher klangen hell zusammen und der Oberst leerte den Tummler auf einen Zug.

„Was ist das mit dem Schapelow?" fragte der Doktor den Kriegsmann.

„Der saß drüben im Oderbruch auf Quilitz an der alten Straße," berichtete der Oberst. Er war ein frommer Herr, trank gerne aber einen Schluck über den Durst. Wie wir nun einmal so recht fröhlich im Schlosse zu Köpenick zusammen waren, — da gab Herr Hans George dem starken Schapelow, der einen Geharnischten aus dem Fenster über der Spree herausgehalten hatte, die Erlaubniß, soviel Wein aus seinem Keller zu holen, als er zu tragen vermöchte. Wie lachten wir, als er aus der engen Kellerpforte heraus-

stieg; — er hatte unter jedem Arm ein Fäßlein, und faßte rechts und links mit den umgebogenen Händen noch ihrer zweie! Da sagte Hans Georg, — und sein Lächeln war etwas sauersüß: „Schapelow, Schapelow! Diesmal mag's geschehen, — wir werden dich aber nicht mehr in unsern Weinkeller schicken!"

Die Herren lachten, — ein Diener aber sagte Herrn Wins etwas in's Ohr. „Meine herzliebe Ehefrau, ihr Freunde", wendete der Bürgermeister sich zu seinen Gästen, „läßt uns sagen, der warme Nachttrunk sei bereit!"

Eben schlug es vom Marienthurme Mitternacht. Der Hausherr füllte noch einmal die Gläser. „Wo gute Brandenburger zusammen sind", rief er, „wem gilt da stets das beste Sprüchlein? Dem Landesherrn! Aber wir wollen die frommen Fürsten nicht vergessen, die vor ihm waren, und die auch nicht, welche jetzt als seine Prinzen fröhlich ihm aufblühen. So laßt uns denn aus treuem Herzen rufen:

„Haus Hohenzollern hoch für alle Zeiten!"

Die Gläser klangen hell zusammen. „Das walte Gott!" erwiderten die Gäste. Wie ein balsamischer Hauch zog es über den Garten hin. Zwei Stadtknechte aber traten jetzt mit Fackeln aus dem Thore des vor dem Garten liegenden Hauses heraus, — noch war der Becher heißen Würzweines in der Halle einzunehmen,

— dann verabschiedeten sich die Rathsherren, um den Heimweg durch die Straßen der stillen Stadt anzutreten, und auch die diplomatischen Abgesandten Hans Georges suchten mit ihrem Wirthe die Ruhestatt auf, um am andern Morgen frisch und wohlgemuth durch's gesegnete Land Lebus und den Barnim nach Berlin zu reiten.

21. Der grosse Kurfürst.

Und wieder leuchteten die Sterne dem Hause Brandenburg. Im Jahre 1572 war Kurfürst Johann Sigismund zu Halle an der Saale geboren worden; — 1608 folgte er seinem Vater Joachim Friedrich in der Kurwürde der Mark. Als der Prinz das Licht der Welt erblickte, strahlte ihm ein neuer Stern entgegen, den man im Herbste 1572 unter den Lichtern des Himmels mit Staunen und Bewunderung als einen Fremdling erblickt hatte. Röthlich glänzend stand er im Bilde der Kassiopeja, dem Jupiter an Größe gleich, ja an Fülle des Lichts ihn weit übertreffend. Wir können uns denken, wie die Thätigkeit der Astrologen durch das wunderbare Zeichen angeregt wurde. Da sagten die Einen, der Stern verkündige den Untergang des Erzfeindes der

Christenheit, des Türken, der damals mit Strömen edlen Blutes die ungarische Erde geröthet hatte; die Lutheraner im Lande dachten, nun werde den verhaßten Anhängern Johann Kalvins die Fackel des Verderbens aufgesteckt; — der Brandenburger aber faßte das Himmelszeichen als eine glückverheißende Vorbedeutung für das neugeborene Fürstenkind auf. Deshalb hieß es von Johann Sigismund, „er sei Brandenburgs Glückstern."

Die Prophezeiung sollte nicht trügen. Wie damals der wunderbare Stern in der Kassiopeja seine Lichtstrahlen über das Firmament verbreitet hatte, so regte in jenen Tagen der rothe Adler des Hauses Brandenburg mächtig sein Gefieder, daß schließlich seine Schwingen die weiten Lande von der Maas und Ruhr an bis zum Pregel und der Memel bedeckten. Johann Sigismund ist recht eigentlich der Schöpfer des preußischen Staates geworden, indem er das Haus Brandenburg an den Ufern des Rheins und an der fernen Ostsee seßhaft machte. Die Trennung des Staates in so viele unzusammenhängende Theile mußte von selbst zur Vereinigung und weiteren Entwickelung der Landestheile anregen.

Aber das Haus Hohenzollern hatte mit dem märkischen Volke noch trübe, schwere Jahre der Prüfung zu bestehen. Es brach endlich der lang' aufgehäufte Zündstoff im 30jährigen Kriege zur hellen Flamme

aus. Diese Zeit großen, nationalen Unglücks ist unserm Volke nur zu gut noch im Gedächtniß. Die alten, slavischen Befestigungen, welche man hin und wieder noch in der Mark findet, — hufeisen- oder ringförmig, — sie heißen Schwedenschanzen. Und wenn wir in der Neumark Abends auf stillen, abgelegenen Dörfern es hören, wie die Bauernfrau die „ungezogenen" Kinder, welche nicht schlafen wollen, mit dem Rufe: „Bet't, Kinder, der Schwed' kommt", einschüchtert, dann können wir die Jammerszenen des 30jährigen Krieges uns vergegenwärtigen: der Schwede hat das Thor erbrochen; — der Hausvater liegt mit gespaltenem Schädel auf der Schwelle; die Truhen sind ausgeräumt; vor dem schrecklichen Kriegsmanne liegt das arme Weib auf den Knieen und hält ihm, um sein Erbarmen zu erflehen, den Säugling entgegen. Draußen wird dem Knechte der „Schwedentrank" eingegossen; — die ekle Jauche sickert dem Gefesselten in die Kehle hinein, damit er die vergrabenen Schätze verrathe, — und morgen — morgen ist Alles aus; die Stätte ist wüst und einsam. Verkohlte Holzreste ragen, noch rauchend, aus dem Schutt- und Trümmerhaufen hervor. Das waren die Segnungen, welche die Horden des weiland ruhmwürdigsten Gustavus Adolphus, des nordischen Löwen, über die Mark gebracht haben.

Noch weist man die Denkstätten jener traurigen Tage auf. In der köpenicker Haide zeigt man den

Platz, auf welchem der arme George Wilhelm, das Rohr im Winde, bei jener denkwürdigen Begegnung im Jahre 1631 gezwungen ward, sich dem Schwager bedingungslos in die Arme zu werfen. In der Nähe von Wittstock, — dort, wo sich das Schlachtfeld von 1636 in seiner ganzen Ausdehnung dem Auge darbietet, — steht eine uralte Weide; unter ihr soll Graf Baner während der Schlacht am Scharfenberge gesessen und das Treffen geleitet haben. Es liegt wie eine düstere Wolke über all' diesen unheilvollen Stätten; aber man muß sich recht in die gewaltige Trübsal dieser Zeit versetzen, um es zu verstehen, was für ein gewaltiger Fürst und Helfer uns in dem großen Kurfürsten geschenkt worden ist.

Bei Friedrich Wilhelms Geburt scheinen die Sterne geschwiegen zu haben; — desto lauter redet von ihm die Wahlstatt, zu welcher wir Brandenburger mit besonders dankbarer Erinnerung stets hinwallen werden, das Schlachtfeld von Fehrbellin.

Wer könnte diese klassische Stelle brandenburger Landes betreten, ohne an den gewaltigen Augenblick zu denken, da der Kurfürst den Aermel aufstreift, das Schwert zieht und jenes ewig denkwürdige Wort ausspricht: „Euer Fürst und Kapitain, will ich jetzt mit euch siegen oder rühmlich sterben!" Aber die Sage feiert nicht diesen Augenblick, sondern sie erzählt von dem Ritte des Kurfürsten zur Schlacht. Rathenow

freilich war bereits durch die List des Landraths von Briest, welcher brandenburgische Krieger in der Verkleidung von Brauerknechten mit Bierwagen zu der schwedischen Besatzung geschickt hatte, genommen worden; — nachdenklich aber ritt der große Zoller durch die verheerte Gegend; — des Erfolges konnte er ja noch keineswegs gewiß sein! So kam er des Morgens vor der Schlacht in ein verwüstetes Dorf; — die Kirche, die Häuser, Alles lag im Brandschutt; — hier hätte Niemand eine lebendige Seele vermuthet. Da tönte ein klägliches Weinen an das Ohr des hohen Herrn; es kam aus einem verfallenen Hause. Der Kurfürst stieg ab und ging hinein, — da sah er in einer Wiege ein verlassenes Kind, und wie er näher trat, da lachte es ihn so freundlich an, daß er nicht anders konnte, er nahm es mit sich auf sein Pferd und setzte es vor sich auf den Sattel. Das Kind aber, so fügt die Sage hinzu, war ein Engel, gesandt von Gott, den Helden zu schützen, der auch vor der bangen Stunde des Kampfes der Barmherzigkeit nicht vergaß.

Sollen wir noch weiter sprechen von der Schlacht bei Fehrbellin und dem alten Streit, ob der Stallmeister Froben mit seinem Herrn das Pferd getauscht, wieder anregen? Neues läßt sich den gründlichen Untersuchungen, welche sich über diesen Gegenstand verbreitet haben, schwerlich hinzufügen. Begnügen wir uns daher, das Feststehende kurz zusammenzufassen.

Der Kurfürst verbrachte die Nacht des 16. Juni im Lager zu Barnewitz, am 17. früh ritt er über den Damm zwischen den beiden Seen auf Gohlitz zu; in seiner Nähe befanden sich Kammerherr von Buch, Stallmeister Emanuel von Froben, der Leibjäger Uhle, der Hoftrompeter und eine Anzahl Reiter; — welcher Waffe und welchen Regiments, ist ungewiß. Am 18. Juni, des Morgens bei früher Stunde ging der Kurfürst über den Damm nördlich von Nauen.

Dort schrieb der Prinz von Hessen-Homburg, der 42jährige, jugendfrische Herr, dessen Bild in Kleist's Dichtung fast bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet ist, an seine Gemahlin die lebens- und siegesfrohen Worte:

„Meine Engelsdicke, wir seint braff auf der jacht mit den Herrn Schweden, sie seint hier beim passe Nauen diesen Morgen übergegangen, müssten aber bey 200 Todten zurückelassen von der Arrier-guarde; jenseits haben wir Fer-Berlin alle Brücken abgebrannt. — Adieu mein Engel, dein trewer mann und diner sterb ich!" — Ja, es war eine brave Jagd! Aber im Morgennebel des 18. Juni war bald die Spur des edlen Wildes verloren. Wer will dem Feinde folgen über den flüchtigen Sand hin, der keinen Eindruck der Rosseshufe hinterläßt, durch den Anger, der vom Regen aufgeweicht ist, und durch den Wald und den Sumpf, über dem die trüben und feuchten Wolken schweben? Zerbrochene Wagen, Harnische und Eisen-

hüte der schwedischen Reiter erleichterten dem Prinzen die Suche; — weit vorangerückt, begann er den Kampf und bat den hinter ihm zurückgebliebenen Kurfürsten um Sukkurs. Der Oberst von Promnitz erfocht sich unter dem Prinzen von Homburg die ersten Lorbeern des glorreichen Tages; er hielt auf der Landwehre des Passes von Fehrbellin, noch ehe die Dragoner Derfflings ihm zur Hülfe eintrafen. Jetzt entspann sich die reich bewegte Schlacht, — General Wrangel wich zurück; — der Prinz von Homburg umging ihn, — er wurde zwar geworfen, aber die Schweden nahmen doch eine neue Stellung ein, — es war nun die dritte: vom nauener Passe waren sie bis hinter Linum, von Linum bis nach Hakenberg gewichen. Jetzt begann in den Eichen von Dechtow und in den Fichten von Tarmow der hin und herwogende Kampf; jetzt sprach der Kurfürst seinen Entschluß aus, zu siegen oder zu sterben, jetzt fiel Oberst von Mörner im Zweikampfe mit dem schwedischen Oberst Grafen Wachtmeister vom ostgothischen Regiment. Die Dragoner Derfflings stürmten vor, vorbei an dem Kurfürsten, welcher unbekümmert um die eigene Sicherheit auf einem Hügel hielt. Da sauste die Kanonenkugel zwischen der Brust Friedrich Wilhelms und dem Nacken des Rosses hindurch und riß dem Stallmeister Froben das linke Bein oberhalb des Knies hinweg. Der inhaltsschwerste Augenblick des ganzen Kampfes folgte unmittelbar darauf; schwedische

Reiter hatten den Kurfürsten umzingelt, — neun brave brandenburger Reitersleute hieben ihn heraus. Der letzte Angriff der Märker war mit dem Muthe der Verzweiflung geschehen, aber wie schien es möglich, den Sieg gegen die eherne Tapferkeit eines solchen Regiments, wie das des Freiherrn von Dalwig zu erringen! Erst nachdem diese unvergleichlich tapfere Truppe vernichtet war — 1100 Mann fielen und alle Offiziere; nur 20 Mann entkamen, — war das Schicksal des Tages entschieden. Um 10 Uhr Morgens durchbrach die Sonne den Nebel; — sie sah die unüberwindliche schwedische Armee in heller Flucht nach Fehrbellin hin eilen.

Viel edles Heldenblut war in der Schlacht geflossen. Die Mörner, Marwitz, Burgsdorf, Asseburg haben mit ihrem Leben für die Ehre des Tages zahlen müssen, besonders tiefes Bedauern aber erregte der Tod des Lieblings der Armee, des Stallmeisters von Froben. Er war anderthalb Stunden nach seiner Verwundung verschieden. Auf Friedrich Wilhelms Befehl wurde der Liebling des Heeres mit „hochansehnlicher Sepultur" im Dome zu Kölln unter dem Thurme begraben.

In keiner gleichzeitigen Quelle wird des Pferdetausches gedacht, und sicherlich würde ein solcher Umstand nicht vergessen worden sein, wenn er wirklich stattgefunden hätte. Der Prediger an der Domkirche, Johann Kunsch von Breitenwald, welcher den Feldzug

mitgemacht hatte, hielt die Leichenrede, der er Offenb. Joh. 2 V. 10 „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben“ zum Grunde legte und in welcher es heißt:

„Wie getreu der selig Verstorbene der Gnädigsten Herrschaft in seinem anvertrauten Beruf gewesen, bedarf es nicht viel Rühmens. Es bezeuget solches sein Tod, da er, ob er gleich in keinen Kriegsdiensten gewesen, dennoch von Sr. kurf. Durchlaucht Seiten nicht weichen wollen, bis ihn der Tod geschieden, und den tödtlichen Geschoß, so auf Sr. kurf. Durchlaucht gerichtet gewesen, in seinem Leibe empfangen.

Es bezeugt solches auch gegenwärtige hochansehnliche Sepultur und Leichenbegängniß, welches Sr. kurf. Durchlaucht unser gnädigster Kurfürst und Herr, in Ansehnung seiner treulich geleisteten Dienste bis in den Tod, hat gnädigst ausrichten lassen“.

Der Subrektor des Joachimsthal'schen Gymnasiums, Balthasar Müller, dichtete auf Froben ein Trauerlied, dessen Schlußvers folgendermaßen lautet und zugleich eine wenig bekannte Begebenheit aus dem Leben Joachims II. erwähnt:

„Der Herr Frobenius der nächst hat ausgewogen
Die Kugel, welche kam beim Kurfürst her geflogen
Umb seines Rosses Halß, als er, o große Noth!
Ihn fast zum nechsten stund, der lieget hier nun todt.
Der Herr Frobenius, der jenem zu vergleichen,

Der, Kurfürst Joachim, von Dir nicht wollte weichen
Ob schon der Türkenhauf ihn bracht in Todesnoth,
Der Herr Frobenius, der lieget hier so todt!"

Wie die Sage vom Pferdetausch entstanden ist, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit nachweisen. Sicherlich aber ist sie wohl mehr als eine bloße Erfindung des Freiherrn von Pöllnitz. Nach Ueberlieferungen der Familie Uhle hätte der Leibjäger dieses Namens gleich nach dem Falle Frobens den Pferdetausch ausgeführt und wäre unmittelbar darauf mit dem getödteten Schimmel niedergestürzt, selbst doppelt verwundet.

Frobens Denkmal ist mit allen Kunstschätzen des alten Domes zu Grunde gegangen; einem eigenthümlich tiefen Eindruck macht indessen ein einfacher Leichenstein in der St. Nikolai-Kirche zu Frankfurt an der Oder. Es ist der Denkstein von Frobens Mutter, und am Schlusse seiner Inschrift wird gesagt, daß die drei Söhne der Dame, Emanuel, Aurelius Sebastian und Johannes, durch sehr schmerzliche Fälle von ihren Augen weggerissen worden seien.

Nicht persönlich betrifft den großen Kurfürsten die Sage von der Entstehung des Liedes: „Befiehl du deine Wege", welches Paul Gerhardt auf dem schweren Zuge in die Verbannung irgendwo in einem märkischen Kruge zur Stärkung der Seinigen gedichtet haben soll. Es ist nun längst erwiesen, daß die Entstehung des herrlichen Trostliedes in eine viel frühere

Zeit fällt. Wohl aber sehen wir den Fürsten, gleich seinem Ahnherrn Johann Georg in der Sage von den drei Linden, als Richter in einem verwickelten Rechtsfalle auftreten. Ein reicher Waffenschmied zu Berlin hatte ein wunderholdes Töchterlein, um welches zwei Leibtrabanten Friedrich Wilhelms warben. Sie erhörte den Einen und entflammte den Andern dadurch zu solchem Zorne, daß er sie erstach. Beide Jünglinge wurden eingezogen, beide leugneten standhaft. Da soll der Kurfürst ein Gottesurtheil angerufen haben. Er befahl, daß die Beiden um ihr Leben würfelten. Der Schuldige warf mit den beiden Würfeln zwölf. Tiefbewegt rief nun der Unschuldige die Gerechtigkeit Gottes an, die Würfel rasselten auf die Trommel, und siehe! der eine zersprang, und als die Zahl der Augen stand nun sechs, sechs, eins, — also dreizehn — da. Jetzt gestand der Schuldige sein Verbrechen, Friedrich Wilhelm aber schenkte ihm das Leben, und den Würfel, der zersprungen war, ließ er zu ewigem Gedächtniß in der Kunstkammer aufbewahren.

Wie der große Kurfürst selbst, so ist auch sein gewaltiges Standbild zu Berlin von der Sage umsponnen; das Kind von Fehrbellin wird oft, auf seinem Pferde sitzend, gesehen; außer den vier sichtbaren sind vier andere Sklaven unten im Wasser an die Fundamente des Denkmals gefesselt; dem Rosse fehlen die

Hufeisen — Schlüter, der Schöpfer des grandiosen Erzwerkes, hat sich deshalb verzweifelnd in die Spree gestürzt; in der Neujahrsnacht dreht sich der Kurfürst auf dem Postamente um oder er macht einen Gang durch die Straßen der Hauptstadt: so erzählte man sich im alten Berlin von dem Reiterstandbild.

Bekanntlich ruht die Heldengestalt Friedrich Wilhelms hoch zu Roß auf einem Postamente von weißem Marmor, aus welchem hier und da Stellen herausgebrochen sind; — ja ein Erzrelief fehlt ganz. Auch an diesen Umstand hat die Volkssage angeknüpft; sie glaubt, es seien mächtige Schätze in dem Sockel verborgen, welche der König Preußens nur für den Fall der äußersten Noth angreifen dürfe. Die Franzosen haben nach dem unermeßlichen Horte gesucht, ihn aber nicht gefunden, weil sie nicht tief genug in den Sockel hineingegraben hätten.

Zur Beleuchtung dieser Sage diene Folgendes. Wirklich fehlt das Eisen am rechten Vorderfuß; der angebliche Selbstmord Schlüters aber ist eine verdunkelte Erinnerung an seinen Sturz, der, wie bekannt, durch den Fall des unglückseligen Münzthurmes und die Intriguen Eosanders von Göthe herbeigeführt ward. Verbannt von der Stätte seines großartigen Wirkens, starb er, der größte monumentale Künstler des Rokoko, schon ein Jahr nach seinem Abgang von Berlin 1714 zu Petersburg. Daß aber die Volks-

sage ehernen oder steinernen Standbildern oft ein gespenstiges Leben verleiht, darf uns nicht wundern. Es findet sich dieser Zug in der Don Juan-Sage; er liegt ferner einer Vision des Kaisers Paul I. von Rußland zu Grunde. Wenige Monate vor seiner Erdrosselung unternahm der Czar einen nächtlichen Gang durch die Straßen von Petersburg; er war fieberhaft erregt, er hörte zwischen den Häusern und seinem Pfade einen ehernen Schritt und sah endlich die Gestalt Peters des Großen, wie sie von Erz auf dem Granitblock aufgerichtet ist. Der Ahnherr prophezeite ihm den Tod, — ein Fiebertraum, welcher bei dem gemüthskranken Fürsten sehr leicht erklärlich ist.

Daß auch Friedrich Wilhelm der Große noch an die verhängnißvolle Kunst glaubte, vermöge einer Tinktur unedle Metalle in edle zu verwandeln, wird durch die große Gunst erwiesen, welche er dem Adepten Kunckel, dem späteren schwedischen Edlen von Löwenstern, zu Theil werden ließ. Die Schicksale des Alchemisten, seine Wirksamkeit als Direktor der kurfürstlichen Raritäten-Kammer, die Thätigkeit, welche er in seinen Glashütten bei Drewitz und auf dem Hackendamm unweit Potsdams entfaltete, endlich sein Prozeß unter dem Nachfolger des großen Kurfürsten, — das Alles gehört der brandenburgischen Kulturgeschichte an. Kunckel war eben nicht besser und schlechter als die Menge anderer Charlatane und Beutelschneider, welche sich

dem Studium der „großen Kunst“ geweiht hatten. Verrufen aber sind noch heute die Stätten seiner Wirksamkeit. In seinem Hause, — in welchem sich augenblicklich das Provinzial-Museum der Mark befindet, ist's nicht recht geheuer und auf dem Panberge bei Potsdam, sowie auf der Pfaueninsel, auf welcher eine Zeit lang sein Laboratorium stand, erzählt man noch heute von den Kunststücken, welche er dort oft, namentlich vor Dorothea von Holstein, zum schaurig-süßen Vergnügen des versammelten Hofstaates aufführte. So zeigte er den Damen einst eine verzauberte Prinzessin, welche im Schooße des Panbergs sitzt. Der Berg erleuchtete sich, man bemerkte in der Tiefe auf prächtigem Sessel eine majestätische Frau, umgeben von vielen Kostbarkeiten, in alterthümlicher Tracht, und in ihren Armen lag ein wunderschönes Mädchen, deren langes, goldblondes Haar von der Mutter gekämmt zu werden schien. Der Adept hatte sich bei dieser Schaustellung, welche er unzweifelhaft mit Hülfe optischer Kunstgriffe aufführte, an eine alte Sage angelehnt, welche die Prinzessin um deßwillen in den Panberg versetzt werden ließ, weil sie geäußert hatte, sie wolle nicht selig werden, wenn ihr nur ihre außerordentlich schöne Tochter erhalten bliebe. Auf den Wiesen des Schloßgartens zu Bornim zeigte der Alchemist den Damen die Wiesennixe. Am Rande der Havel läuft in der Nähe der Pfaueninsel auch jetzt noch in der

Nacht ein gewaltiger, schwarzer Hund mit glühenden Augen entlang; — es ist dasselbe Thier, das wir auch in Thurneyssers Umgebung fanden, — ein Thier der Gattung, deren berühmtester Repräsentant der Pudel des „Mephistophiles" im Volksbuche vom Dr. Faust ist.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß neben dem großen Kurfürsten auch seine Generale von der Sage gefeiert werden. Hier treten zwei Gestalten besonders hervor, es sind die Feldmarschälle Derfflinger und Sparr. Die Sage von der Herkunft des Ersteren ist zu bekannt, als daß sie hier wiederholt zu werden brauchte. Der alte Sparr ist in der Umgegend seines Stammsitzes Prenden in die Rolle des wilden Jägers getreten und fährt über die Wälder dahin, die Geißel schwingend und die Rüden hetzend, — auf welches Wild? Ja, das weiß man nicht! Auch Hans Adam von Schöning, dessen Sandsteinbildniß in der Kirche zu Tamsel steht, scheint noch nicht zur Ruhe gekommen zu sein; man will den Sieger von Ofen und Salankament oft durch die dunkeln Gänge des Parkes dahinschreiten sehen. Gott Lob aber, daß es nicht nur ein gespenstiges Leben ist, welches die Sage diesen Gestalten einer großen Zeit verleiht, sondern daß der eherne Kurfürst mit seinen gewaltigen Heergesellen in Volkes Mund und Herz noch heute lebt; — das ist der Lohn für ein Fürstendasein voller Mühe und Arbeit ohne Gleichen.

22. Die neue Zeit.

Und Sagen hinaus noch über die Zeit des großen Kurfürsten? wird der Leser erstaunt sich fragen. Kann die Sage von einem Fürstenhofe erzählen, an welchem ein Leibniz, die Leuchte des Jahrhunderts, lebte, oder von dem großen Soldatenkönige und seinem noch größeren Sohne? Und doch, — wie nahe wir jener Zeit auch stehen, wie deutlich und klar die beiden letzten Jahrhunderte vor uns liegen, — die Sage hat auch in ihnen ihren Platz gefunden, gleichwie der grüne Pflanzenschmuck sich auch in die Fugen eines neuen Baues eindrängt. Wohl aber gilt es hier, die Sage von der Anekdote zu scheiden. Während die letztere das rein Persönliche, die Verhältnisse des kleinen Lebens, in mehr oder minder launiger Form behandelt, wächst die Sage nur aus dem uralten Boden des Mythus hervor.

Wir übergehen demnach, was Pöllnitz und namentlich Zedlitz in seiner „Vornehmen Welt“ aus dieser Zeit an märchenhaften Zügen oder sichtlich erfundenen Gerüchten bereits erzählt haben.

Daß der Ring, das Pfand der Treue, mitten von einander springt, wenn ein feierlich gegebenes Gelöbniß verletzt wird, ist eine Sage, welche sich sehr häufig findet. Singt doch das neue, elegische Volkslied noch:

„Sie hat die Treu' gebrochen, —
Das Ringlein sprang entzwei.“

Auch unter den Andenken des Hauses Hohenzollern aus früheren Tagen findet sich ein zersprungener Ring. Die Sage erzählt, Kurfürst Friedrich III. habe seiner ersten Gemahlin, Elisabeth von Hessen-Kassel, auf ihrem Todtenbette versprechen müssen, sich nicht wieder zu verheirathen; drauf sei sie sanft und selig entschlafen. Als er indeß schon im folgenden Jahre 1684 sich mit Sophie Charlotte von Braunschweig-Hannover verlobte, da zersprang der Ring der ersten Gemahlin, welcher zwei verschlungene Hände zeigte.

Es kam das große Jahr 1701, der märkische Kurfürst setzte sich die Königskrone Preußens auf. Jetzt erfüllte sich die Weissagung des Konrektors zu Kölln an der Spree, Johannes Bödiker, der bei der Geburt des späteren Kurprinzen Friedrich im Jahre 1657 (1. Juli) in einem lateinischen Distichon gesungen hatte:

„Königsberg ist die Stadt, wo Friedrich geboren.
Was heißt dies?
Musen deuten es so: König wird Friedrich sein."

Seltsam ist es freilich, daß dieses glänzende Prognostikon einem Prinzen gestellt wurde, der als zweiter Sohn des Regenten kaum eine Aussicht hatte, jemals den Thron zu besteigen.

Auch der bekannte Dichter Simon Dach zu Königsberg, hatte eine Weissagung, Friedrich betreffend, verfaßt. Sie lautete etwas dunkler:

„Nicht vergebens ahnt es mir,
Daß wir werden unter dir,
Unserm Haupt und Fürsten leben;
Da das Gold der alten Jahr',
Wie es um Saturn's Zeit war,
Sich wird wieder her begeben."

Ein märchenhafter Glanz entfaltete sich nun in dem berliner Schlosse, dem Schlüter sein herrliches, neues Gewand gegeben hatte, aber um nur kurze zwölf Jahre zu dauern. Wie die Königin Sophie Luise die unschuldige Ursache des Todes Friedrichs I. wurde, indem sie der König für die Schicksalsverkünderin seines Hauses hielt, haben wir schon oben in der „weißen Frau" gesehen. Es wird uns aber noch eine andere sagenhafte Geschichte aus jenen bangen Februartagen 1713 berichtet.

„Als der König im Sterben lag", so heißt es in den „monatlichen Unterredungen aus dem Reiche der

Geister", hat sich am 27. Februar, einen Tag vor seinem Abscheiden, Abends zwischen 8 bis 9 Uhr, in dem sogenannten Juwelen-Kabinet, dem Sterbezimmer gegenüber, in einem versiegelten Raume, durch ein in die Galerie eingebrochenes Fenster dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Oberhofmarschall Grafen von Finkenstein und dem Leibmedikus Gundelsheim ein wandelndes Licht gezeigt. Bei der Entsiegelung des Zimmers fand sich keine Spur desselben. Als das Juwelen-Kabinet wieder versiegelt war, erschien auch das geisterhafte Licht wieder. Nach einigen Stunden wurde der Kronprinz, welcher sich entfernt hatte, zu seinem sterbenden Vater gerufen. Er schlug den nächsten Weg über den kleinen Schloßplatz ein; es folgte ihm eine Anzahl von Offizieren und Kavalieren. Da fiel ihnen ein sonst ganz verschlossener Saal hell in die Augen, so daß es ihnen däuchte, als ob er mit vielen Hunderten von brennenden Kerzen erleuchtet wäre. Der Kronprinz stutzte und verlangte von seinen Begleitern Auskunft über diese merkwürdige Erscheinung. Dieselben sahen das Licht, wie er, wußten aber eine Erklärung nicht zu geben. Auf der Treppe traf Friedrich Wilhelm den Kastellan; — dieser behauptete, jener Saal sei fest verschlossen, und so verhielt es sich auch, als man nachsah. Eine Aufklärung hat sich niemals gefunden.

Ganz die gleiche Sage geht von mehreren deutschen Schlössern, namentlich aber von der königlichen Residenz

zu Kopenhagen. Es sind die Verstorbenen, die Ahnen des Dahinscheidenden, welche in dem erleuchteten Saale versammelt sind. Germanischer Volksglaube läßt die Entschlafenen genau so fortleben, wie es die Lebenden gethan haben; — deshalb haben die Todten ihre Messen, ihre Versammlungen; sie wandeln wie die Lebenden, deshalb wird ihnen der Schuh in's Grab mitgegeben. Sehr eigenthümlich aber ist es, daß in allen den Sagen, in welchen solch' ein erleuchteter Saal sich findet, ein Königskind, der Sprößling eines alten Stammes es ist, der in die unheimliche Gesellschaft aufgenommen werden soll. Wollen wir diesen Aberglauben erklären, so bleibt nichts übrig, als an uralte, mythische Vorstellungen zu denken: Der erleuchtete Saal ist Walhall, — die Tagenden sind Wuotans Einheerier; — sie sitzen zusammen in seeliger Freude, umglänzt von dem Scheine feierlicher Würde, und den sie erwarten, — es ist ein Sprößling ihres Blutes, der den letzten Kampf noch aussicht, bis daß die Seele befreit sich zu Wuotans Himmelssaale aufschwingt. Welche großartig ernste, pietätsvolle Auffassung des Geschlechtszusammenhanges in der anscheinend so unbedeutenden, so abergläubischen Sage!

Auch vor dem Tode Friedrich Wilhelms I. zeigten sich unglückverheißende Vorzeichen, deren befremdendstes es war, daß des Königs Leibroß plötzlich im Stalle todt gefunden wurde. Warum das Leibroß gerade?

Auch hier stoßen wir auf altdeutschen Aberglauben, welcher namentlich um das Roß und um seinen Herrn ein inniges Band geschlungen hat. Dem todten Gebieter wurde beim Leichenbrande in altdeutsch-heidnischer Vorzeit das Roß geopfert; ein später Nachklang dieser Sitte ist es, wenn auch heute noch bei dem alterthümlichen Pompe fürstlicher Leichenzüge dem todten Herrn das Leibroß, das Ritterpferd, nachgeführt wird. Stirbt nun das edle Thier, das durch und durch mit seinem Herrn verwachsen ist, so plötzlich, — was kann es anders bedeuten, als daß die Stunde des Scheidens auch dem Gebieter geschlagen hat?

Auch Friedrich II. ist von der Sage gefeiert worden. Der unerschöpfliche Schatz kleiner, scherzhafter Geschichten, welche von dem großen Könige im Volke umlaufen, liegt außerhalb unseres Gesichtskreises; — ächt mythisch aber ist die Geschichte von der Bittschriftenlinde zu Potsdam.

Friedrich der Große bewohnte die Eckzimmer des Schlosses nach der teltower Brücke zu. Dort hatte er die freundliche Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg; dort hatte er die Spiegel so anbringen lassen, daß sie das Bild der Umgebung malerisch ihm zurückwarfen. Unter dem Fenster zunächst der Brücke stand damals ein Lindenpaar, unter welchem die Supplikanten, welche dem Könige ein Gesuch zu übergeben hatten, gewöhnlich ihren Standpunkt nahmen. An der einen derselben bemerkt man noch heute Narben, welche von ehe-

maligen Inschriften herrühren. Im Munde des Volkes hießen die Bäume deshalb die Bittschriftenlinden.

Dort in dem Eckzimmer sieht man noch zu gewissen Tagen im Zwielicht den Schatten Friedrichs des Großen an dem Fenster stehen; ja manchmal erscheint Licht, und der große König sitzt am Arbeitstische, auch nach dem Tode noch unablässig sorgend für seines Volkes Heil und Wohl. Auch auf der Terrasse zu Sanssouci und in den Alleen des Rehgartens hat man die geisterhafte Gestalt Friedrichs dahinschweben sehen.

Wir sind der neuesten Zeit nahe gekommen und unsere Aufgabe ist beendet. Von den letzten Tagen Friedrichs des Großen an bis zu dieser Stunde, — welch' eine überreiche Fülle des Geschehenen, welch' ein blätterreicher Kranz unvergänglicher Lorbeern um unseres Volkes Namen! Wo die Geschichte so viel zu erzählen hat, da darf die Sage schweigen. Und sie thut es. Denn das, was schon jetzt als Niederschlag aus den Zeiten der Freiheitskriege, aus dem dänischen, böhmischen und französischen Feldzuge an märchenhaften Erzählungen sich gesetzt hat, verdient den Namen Sage nicht; vielleicht aber erhalten unsere Nachkommen dereinst ein sagenhaftes Spiegelbild dessen, was wir jubelnd selbst erlebt haben. Was recht in Volkes Herz und Munde lebt, das kann ja nicht vergessen werden; es gleicht dem edlen Wein und wird durch das Alter edler, milder und begeisternder.

Einen Blick denn zum Schlusse in ferne Zukunft! Es ist ein sonniger Herbsttag über das freundliche märkische Dorf gekommen, an der weinbelaubten Wand des Wirthshauses sitzen die Potentaten der behäbigen Gemeinde, der Schulze, die Schöppen, der Lehrer, und neben ihnen ein hochgewachsener Herr in modischer Kleidung, der Amtmann von dem benachbarten Gute. Sie erquicken sich an einem kühlen Trunke; denn es ist heute ein Festtag für das Dorf; von der kaiserlichen Fahne sind nach wohlvollbrachter Dienstzeit die Söhne der Gemeinde in die Heimath zurückgekehrt. Da, durch die offene Gartenthüre treten ihrer Zweie, — es sind des Schulzen und eines Bauern Söhne; — keck sitzt noch auf dem krausen Haar die Mütze von Sr. Majestät Leibhusaren-Regiment. Sie treten an den Tisch heran und nun, da sie als gediente Männer für voll angesehen werden, dürfen sie sich zu den Alten setzen und ihrem Gespräche lauschen. Aber sie wissen auch selbst zu erzählen, die schmucken Jungen, von dem, was sie bei des Kaisers Heer erlebt haben, sind wohlbewandert auch in den alten Geschichten ihres Vaterlandes. Der Amtmann hat unterdessen dem Wirthe gewinkt, welcher unter der lindenbeschatteten Vorlaube des Hauses steht; dann nimmt er an dem Gespräche der Uebrigen wieder Theil. Die Männer handeln von langvergangener Zeit, an welche die Kreuze in der Kirche und die Denkmünzen mit den schwarz-weiß-rothen Bändern er-

innern. Manch' kühnes Reiterstücklein wird erzählt von den großen Tagen bei Gravelotte und Sedan; und die, die damals gerungen und gesiegt, erscheinen im Lichte poetischer Verklärung. „'S muß eine große Zeit gewesen sein!" spricht der Schulze. — „Groß und drangvoll wohl!" fügt ernst der Lehrer hinzu. „Wir leben glücklicher jetzt als die Väter, die uns unser Wohl erstritten haben!" — „Ja, Jungens", spricht der Schulze, „dankt auch ihr den großen Helden der alten Zeit mit rechter Treue zu des Kaisers glorreicher Fahne. Schwarz-weiß, — es sind der Hohenzollern alte Farben, — und das Roth, es mahnt euch an die Treue bis in den Tod, welche die Alten unserem Kaiserhause allezeit mit ihrem Blute bewiesen haben!"

In dem Augenblicke bringt der Wirth ein paar Flaschen Wein und hellklingende Gläser auf einem Brette getragen. Der Amtmann füllt die Gläser. „Trinkt Kinder", sagt er, „und seid willkommen, herzwillkommen in der Heimath! In langen Winterabenden könnt ihr euch nun erzählen die wundersamen Geschichten aus alter Zeit. Jetzt aber, klingt zusammen und laßt uns rufen:

„Hoch Haus Hohenzollern für alle Zeit!"

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.

535

Fri 36/69: H-

923.143
H719SL

zollern.

in

Price: DM 38,

Duke University Libraries
D01089452T